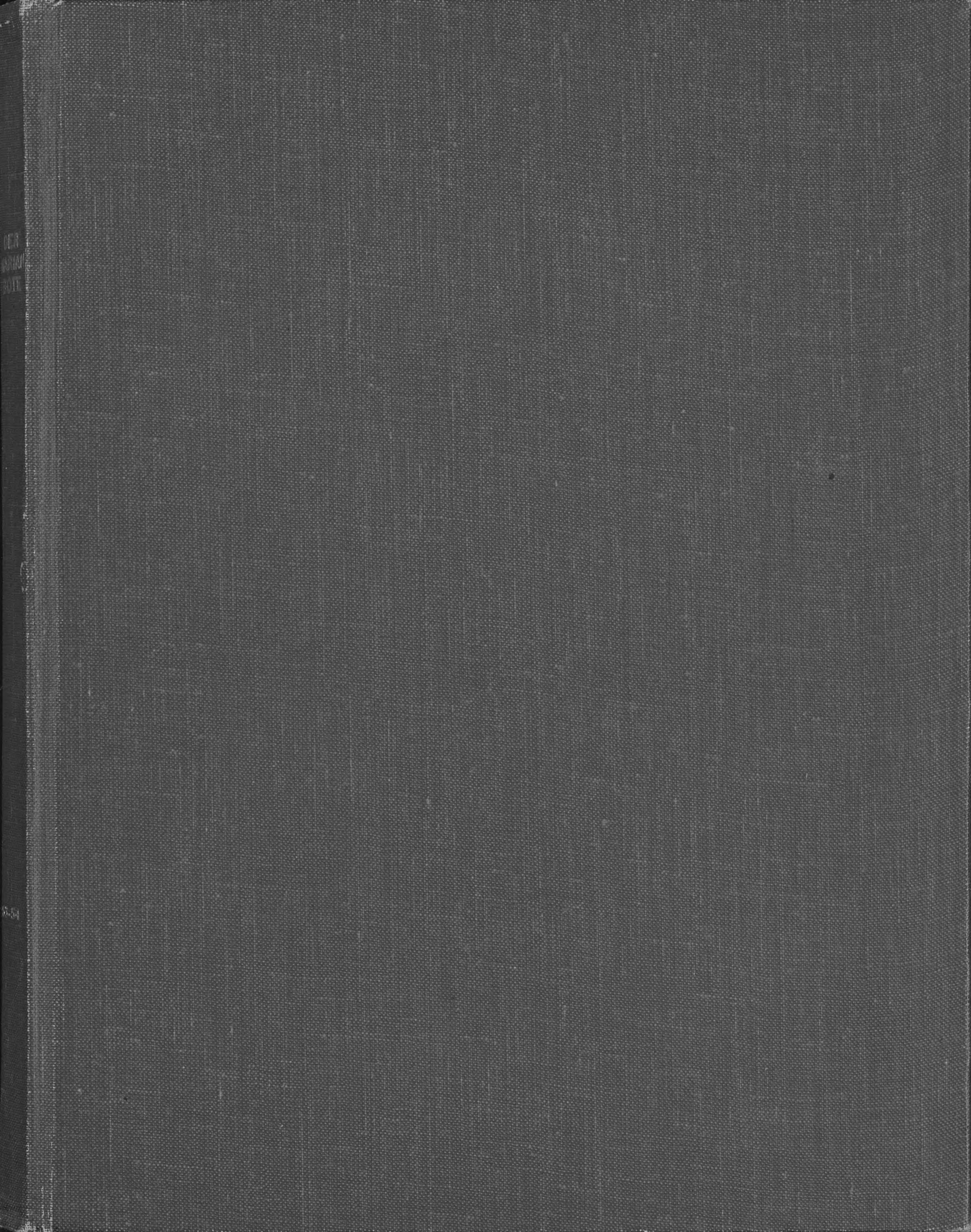
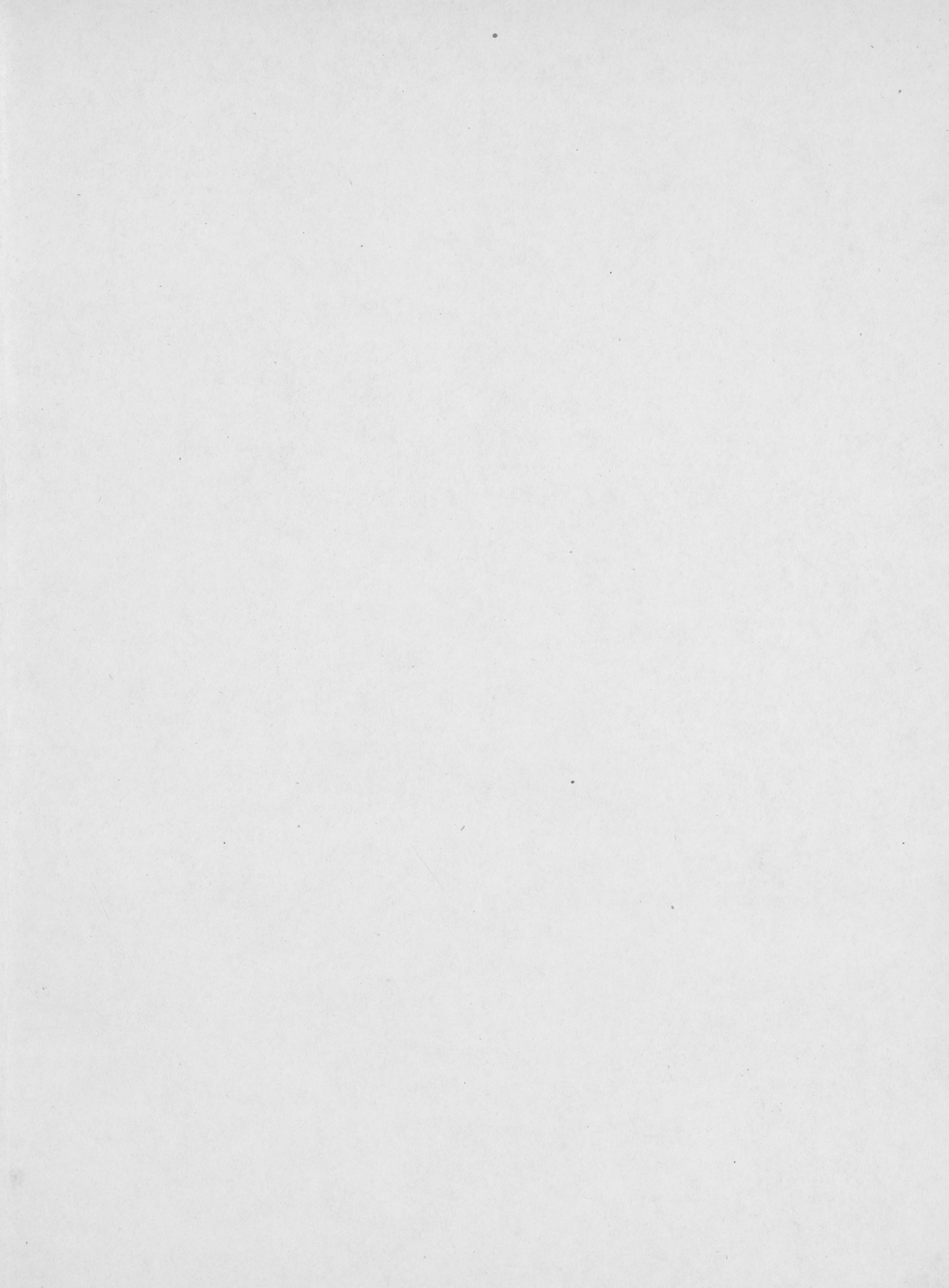




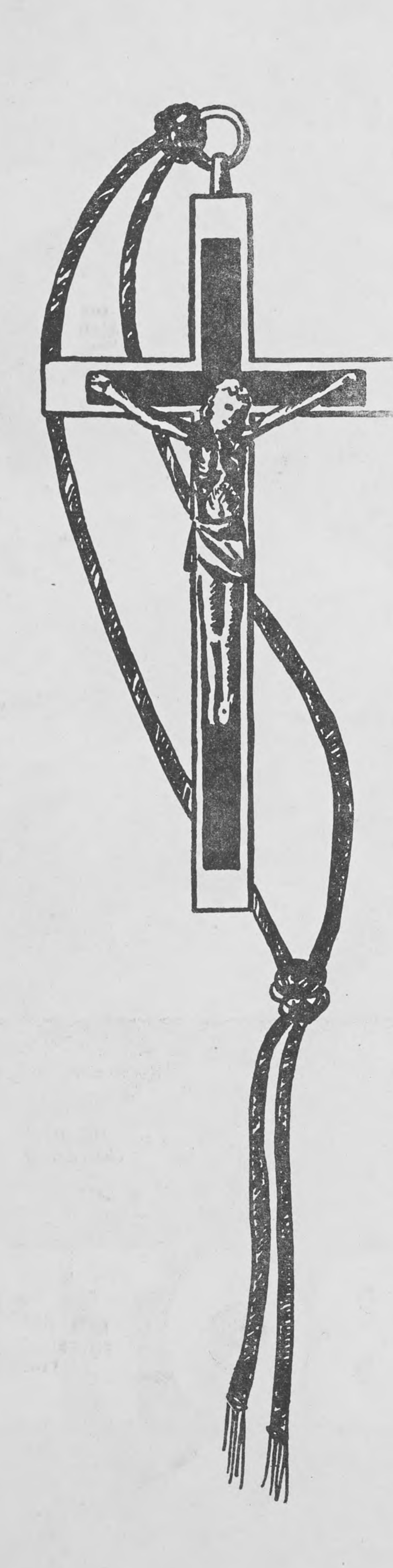




Oktober
1953



DER MARIENBOTE



GRUESS GOTT LIEBER MARIENBOTE-FREUND!

All die Jahre hindurch, da Sie zu der Marienbote-Familie gehören, haben Sie stets ein lebhaftes Interesse an unserem "Marienboten" gezeigt. Das zeigt allein schon die Tatsache, dass Sie immer wieder ihr Abonnement verlängern liessen. Wir haben uns über Ihre Anteilnahme an dem Geschick des "Marienboten" sehr gefreut. Auch in Zukunft wird es uns eine grosse Freude sein, mit Ihnen arbeiten zu dürfen.

Unsere Hoffnung und unser Bemühen ist es, dem "Marienboten" einen führenden Platz unter den katholischen Zeitschriften Kanadas zu geben. Aber der Marienbote ist nicht nur ein Kämpfer für die katholische Sache, sondern er dient auch dem Deutschtum und als deutschsprachige Zeitschrift ist er die einzige dieser Art hier in Kanada.

Es ist uns eine Freude, Ihnen jeden Monat den "Marienboten" ins Haus senden zu können. "Der Marienbote" soll Ihr Freund sein, und darum spricht er Sie in Ihrer Muttersprache an. Wieviel Gutes er dadurch wirkte und immer noch wirkt, das allein ist nur Gott bekannt.

Aber wir wollen auch ganz klar sehen. Wir benötigen mehr Leser. Wenn wir die kleine Zahl unserer Leser sehen und die hohen Kosten für das Drucken in Betracht ziehen, dann befällt uns eine Furcht. Das ist eine Tatsache, die auch den Mutigsten entmutigen kann. Darum wollen wir einen Werbefeldzug beginnen, um mehr Freunde und Leser für den "Marienboten" zu gewinnen. Wenn wir Glück dabei haben, dann kann der "Marienbote" auch in Zukunft fortfahren, sich immer mehr zu verbessern. Wenn nicht, dann wird bald der Tag kommen, da der "Marienbote" nicht mehr gedruckt werden kann. Und das soll und darf nicht passieren.

Was nun? Wenn jeder Leserfreund uns nur den Namen einer einzigen Person sendet und $2.00 beilegt für den Jahresbeitrag, dann können wir weiterhin bestehen. Machen Sie diese Freude Ihren Bekannten hier und drüben in der alten Heimat und Sie vollbringen ein Werk christlicher Nächstenliebe.

Enttäuschen Sie uns nicht. Wir werden uns weiterhin bemühen, Ihnen einen "besseren Marienboten" und eine ganz interessante Zeitschrift, die für jeden etwas bringt, zu geben — aber unter der Bedingung, dass Sie uns jetzt helfen in einem Jahr kann es schon zu spät sein.

Mein Name ist ....

Ich möchte den "Marienbote" senden für Jahr(e) an:

Name ....

Adresse ....

Ort .... Prov. ....

Zone .... State ....

P.S. Da ich den "Marienbote" beziehe, möchte ich mein Abonnent (subscription) für ein weiteres Jahr erneuern.

Einliegend $....................

Bezugspreis für den "Marienbote": 1 Jahr $2.00; 3 Jahre $5.00

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

22. Jahrgang | Oktober 1953, Battleford, Sask. | No. 1

Dies und Das

Erntedank Denken wir heute noch an Dank bei der Ernte? Wir sind so stolz auf die Leistungen unserer Arbeit, unserer Industrie und unserer Zivilisation geworden. Es scheint so, dass unserer Intelligenz und unserer Tüchtigkeit alles erreichbar sei. Es scheint, dass die Materie, der Boden, alles hergibt. “Machet die Erde euch untertan!” Das Wort scheint bis zum letzten in Erfüllung gegangen zu sein. Bis zum Atom ist die Forschung vorgedrungen. Bis zur Zertrümmerung des Atoms. Machet die Erde euch untertan bis zur Zertrümmerung. O Verkehrung des Auftrages! Wer denkt da noch an Dank?

Wir sind so sehr mit den Naturgesetzen vertraut, dass wir ganz in ihnen aufgegangen sind. Unser Glaube an die Naturgesetze ersetzt uns den Glauben an den darüberstehenden Gott: Denken wir bei der Saat noch an den Herrgott, dass er das Wachsen geben muss oder scheint es nicht so, dass Saatgut, Bodenbewirtschaftung und Kunstdünger uns wichtiger sind als der Segen des Schöpfers? Glauben wir noch daran, dass Er Regen und Sonnenschein, Tau und Frost gibt. Oder ist unser Glaube an die meteorologische Wetterstation, an die Hochs und Tiefs nicht stärker? Bitten wir noch um gedeihliche Witterung? Ist unser Bitten wirklich echt, von einem Glauben, der Berge versetzen kann?

Scheint es nicht so zu sein, dass wir uns Versicherungen mehr anvertrauen als den Armen des Vatergottes? Scheint es nicht manchmal so zu sein, als wollten wir uns rückversichern gegen die Vaterstrenge Gottes? Dass wir uns sichern gegen seine Strafen, dass unser Leben keine Gefährdung mehr hat, auch unser Leben ohne Gott, wie wir es führen weithin, auch auf dem Lande? Sind wir in der Industrie nicht noch viel weiter von ihm abgerückt? Verbinden wir mit der Kapitalwirtschaft überhaupt noch das Gefühl des Dankes? Scheinen nicht Kapital- und Marktwirtschaft ihre eigenen Gesetze zu haben, die sie all dem entheben?

Haben wir bei dem Arbeiter noch das Gefühl für Erntedank? Seiner Arbeit fehlt die Verbindung mit dem Werden, Wachsen und Reifen. Im übrigen ist auch er versichert gegen Krankheit, Unfall und Arbeitslosigkeit; Unterstützung und Rente sind seine Sicherung gegen Gefährdung des Lebens, warum da Erntedank.

Und doch scheint es so zu sein, als wollte uns Gott wieder daran erinnern, dass wir ihm nicht entfliehen können, dass es keine Sicherung gibt ausser ihm, dass unser Leben dann erst ein Leben der Gefährdung, der Angst und der Inhaltlosigkeit wird. Die Sicherungen, die wir gegen die Gefährdung des Lebens aufgebaut hatten, sind in den letzten Jahren zusammengebrochen. Die Ernten, die von den statistischen Aemtern bereits vorausberechnet waren, sind ausgeblieben oder zerstört worden. Die Hochs und Tiefs, deren Verlauf die Wetterstationen berechneten, schienen anderen Gesetzen zu folgen. Unsere Häuser, die wir gegen Feuer so gut versichert hatten,

sind doch zerstört. Unser Kapital, das wir in Aktien so gut angelegt hatten, ist doch dahin. Unsere Existenz, die wir durch alle möglichen Beziehungen gesichert und festbegründet hatten, wurde doch erschüttert. Unser staatliches Sein, das für tausend Jahre gesichert schien, ist doch zerbrochen. Und unser Werden wächst jetzt im Schatten neuer Gefährdung.

Sollte uns das nicht zur Besinnung und einem echten Erntedank führen? Wie sind jedoch dagegen unsere Feste, unsere Winzerfeste, Traubenlesefeste, Erntedankfeste und Betriebsfeste? Sind sie nicht eine Flucht in den Rummel, eine Flucht in das Vergnügen, eine Flucht vor dem Ernst, eine Flucht vor dem stillen, demütigen Dank. Sie sind Ausdruck unserer Vergnügungs- und Geschäftstüchtigkeit, sie sind eine eitle Parade von dem, was wir leisten oder uns leisten können. Und es ist wahrlich sehr viel, was man sich leistet, angefangen von den Kindern am Eiswagen bis zu den Erwachsenen beiderlei Geschlechts, wenn sie nach Mitternacht lärmend den Heimweg antreten.

Und es sind alle Bindungen zerbrochen. Wir haben sie vielfach selbst zerbrochen, die Bindung an Gott, an die stillen Gebote, die Bindung an Kultur, Volk, Heimat, Familie, an Frau und Kind. Nun irren wir umher, ungebunden und zügellos, taumeln rechts und links vom Wege, und — was unsere grösste Not ist — wir merken und glauben es nicht. Wir klammern uns an Nebensächlichkeiten, weil wir spüren, dass wir fallen und unser trunkener Blick verzerrt die Harmonie des Alls, und die Disharmonie wird Ausdruck unserer Zeit. Wir haben die Mitte verloren. So zeichnen sich unsere Feste und unser Sein ab.

Wir haben keine Orientierung mehr zwischen oben und unten, zwischen Schöpfer und Geschöpf, wir wissen nicht mehr um den Erhalter alles Seins, wollen es nicht mehr wissen, um nicht demütig und dankbar zu sein. Und doch hat unser Leben nur durch ihn einen Sinn. Er gibt nur die Saat, er gibt nur die fruchtbaren Jahre, er kann uns die mageren Jahre geben, er kann uns den Hunger und den Krieg geben, er kann uns den Frieden geben. Nur in ihm finden wir die Geborgenheit vor der Gefährdung.

Sollten wir daran nicht denken, wenn wir von Erntedank sprechen? Sollten wir dann nicht ruhiger und stille sein vor ihm? Sollten wir daran nicht denken, bei jedem Stück Brot, das er uns zu essen gibt? Wir haben es doch alle erlebt, wie es ist, wenn er es nicht tut. Sollten wir da nicht Dank sagen können? Sollten wir daran nicht denken, wenn wir auch heute noch hungernde Mitbrüder sehen, die um die Ernte gebracht sind durch den Krieg, Zerstörung und Heimatlosigkeit, denen es fehlt, was uns gegeben ist? Sollten wir aus Dank nicht von unserer Ernte ein Opfer bringen; das Alte Testament kannte bereits die Verpflichtung zum Opfer der Erstlinge aller Früchte. “Wer Liebe übt, der bringt ein Speiseopfer” (Sirach 32,3). Sollten wir, denen das Gebot aufgegeben ist, uns nicht zum Dank und Opfer bereit finden? Denken wir daran, wenn wir der Messe beiwohnen! Nicht umsonst hat der Herr Brot und Wein gewählt, unter deren Gestalt er sich dem Vater aufopfert. Bringen wir unser Opfer von der Ernte des Jahres und denken wir daran, wenn der Herr uns unter der Gestalt eines Armen, Bedürftigen, Notleidenden und Gebrechlichen anspricht. Und der Herr wird sich unserer erinnern, wenn unser Leben für die Ernte der Ewigkeit reif geworden ist.

Dr. Kreschel

HERBSTGEDANKEN

Vor meinem Fenster rauscht der Wald
sein andachtsvolles Chorgebet —
durch seine müden Zweige weht
Der Herbstwind — Winter wird es bald
die Blätter fallen leise.

Der Winter singt sanft sie in den Tod —
hart rascheln sie den Weg entlang,
als spürten sie den Untergang —
doch seh ich schon ein Morgenrot:
bald kehrt der Frühling wieder.

Vor meinem Herzen rauscht das Lied
der Heidenvölker — unerlöst —
wie Blätter, die der Baum entlässt,
und die es doch nach oben zieht —
am Baum nur kann man blühen.

Noch wirbelt sie der Sturmwind auf
und peitscht sie grausam hin und her,
als ob kein Gott im Himmel wär,
und mordet herzlos sie zu Hauf —
wann wird es Frühling werden?

Ihr, die Ihr noch in Christus blüht,
rauscht wie der Wald ein Chorgebet
für alle, die der Sturm verweht,
dass Christus bald sie an sich zieht
zu neuem Frühling wieder.

P. H. Drenkelfort, SVD

Marien-Gedanken

für den

Monat Oktober

von Karl Pfleger



Ein protestantischer Pfarrer aus Wiesbaden hielt sich kurz vor dem ersten Kriege über den Sommer im Schwarzwald auf und veröffentlichte nachher seine Eindrücke. Nicht ästhetische Eindrücke landwirtschaftlicher Art, sondern religiöse Eindrücke aus der geistigen Menschenlandschaft sozusagen. Es erfüllt ihn mit Staunen, wie Kinder, Frauen, Männer in Scharen zur Kirche ziehen, wie sie andächtig grüssend betend an Bergkreuzen und windschiefen Bildstöcklein vorüberschreiten. Und als er gar in die Kirche eintritt und die vollen Bänke sieht und all die warmäugige, herzliche Andacht inmitten der Blumen, Kerzen, Bilder, der geschmückten Statuen und der Altäre, die der Weihrauch umwallt und der Gesang umbraust wie ein heiliger Sturmangriff auf Gott, da wird es ihm wohl und weh im Herzen und es entringt sich das freimütige und gewiss schmerzliche Geständnis seinem Munde: "Wie religiös verarmt sind wir Protestanten. Im Katholizismus wird das Vollkommene, Göttliche durch greifbare Sinnbilder dargestellt, da ist der Himmel auf Erden, da ist demütige, andächtige Beugung unter sein Geheimnis und seine Wunder, ohne dessen Empfinden die Religion stirbt. Im Protestantismus gilt die Nüchternheit des Erkennens, der aufrechtstehenden Beter, mehr ein Arbeiter in der Welt denn ein Beter. . . ."

Und zusammenfassend urteilt er: "Jedesmal, wenn du mit frommen Empfinden in ein katholisches Dogma hineinleuchtest oder in einen katholischen Brauch, so wirst du das Juwel eines kostbaren Glaubensgedankens aufleuchten sehen."

Das ist etwas anderes als das abgedroschene und zumindest gedankenlose Gerede vom katholischen Aberglauben.

Gott sei Dank wird es seltener seit den im Weltprotestantismus einsetzenden Unionsbewegungen. Der Anglikanismus in England und die hochkirchliche Bewegung in Deutschland haben auch auf der Seite unserer Brüder ein wenig den Sinn erschlossen nicht nur für die Bedeutung des Dogmas, sondern auch des Bildes, der ehrwürdigen Zeremonien, der uralten Andachten. Die Erkenntnis bricht sich Bahn, dass gerade diese sinnlichen, anschaulichen Elemente des Gottesdienstes es sind, die das religiöse Gefühl wecken und lebendig machen.

Wäre der fromme Protestant, dessen Eindrücke von katholischer Religiosität wir wiedergaben, doch nur an einem Muttergottesfest, an Mariä Himmelfahrt oder am Tag der Unbefleckten Empfängnis in jene Kirche geraten, er hätte dann einen besonderen klaren, lebendig sprudelnden Quell katholischer Religiosität entdeckt: die Muttergottesverehrung. Wozu lange Theorien entwikkeln, um einem katholischen Halbgläubigen oder Andersgläubigen klar zu machen, dass der Katholizismus vor allem der Gottesmutter einen Grossteil seines Reichtums an Innigkeit und Gemütswärme verdankt? Grau ist alle Theorie, lebendig spricht das Leben. Geht morgen ins Hochamt, geht in die Maiandachten! Einfach unmöglich, den Zauber solcher Stunden zu beschreiben, wenn man nicht Francis Jammes heisst. Da betritt man verklärtes, süssduftendes Märchenland, da taucht man hinein in eine Atmosphäre von Lieblichkeit, Freiheit, Poesie, Trost und Freude.

Und warum denn nicht? Es kann doch gar nicht anders sein. Maria ist weiss Gott nicht die erste beste. Das ist ein Menschenkind, für das sich der ewige Geist der Welt ganz besonders ins Zeug gelegt, deren seelisches und körperliches Bild er Linie um Linie, Zug um Zug schon im Blut der fernsten Vorfahren durch Jahrtausende hindurch geduldig ausgebreitet hat. Mutter Gottes: das bedeutet, wenn das ganze Christentum keine Kinderfabeln ist, den providentiellsten, den unentbehrlichsten, Menschen, den von Gott ersehntesten und geliebtesten Menschen, den es nach dem Gottmenschen gibt. Und durch und im Gottmenschen die jungfräuliche Mutter der zu ewigen Göttlichen Dingen gerufenen Menschheit!

Ein Weib. Nein, das Weib, die neue, himmlische Eva, mit der der gewaltige Prozess der geistigen Wiedergeburt anhebt, so wie mit Eva der mühselige, endlose Prozzess des leiblichen Gebärens anfängt. Es steht ein dunkles Rätsel, irgendein riesiges, angstvolles Geheimnis scheint hinter der geschlechtlichen Zeugung zu stehen. Metaphysik des Geschlechtes nennen es die Philosophen und zerbrechen sich seit Jahrtausenden darüber die Köpfe. Liegt ein Fluch auf dem Geschlechte? Jedenfalls bedeutet gerade das Geschlecht den Punkt, in dem der Mensch anscheinend unrettbar der äusseren Welt verhaftet und ausgeliefert wird. Das Geschlecht bindet ihn an die Welt und den Tod. Was soll dies Versunkensein in endlose Zeugung, die nach kurzer Spanne Zeit das Geborene wieder in den Tod fallen lässt?

Nun, wie das auch immer sein mag: um so heller hebt sich vom tragisch düsteren Hintergrund des Geschlechtsgeheimnisses jenes Weib ab, das jungfräulich vom Heiligen Geist gebiert: Es murmelt der rauschende Quell der Lauretanischen Litanei für sie, für sie und keine andere, verzückte Anrufungen, zärtliche Kosenamen, majestätische Ehrentitel: du Ursache unserer Freude du elfenbeinerner Turm, du goldenes Haus, du Pforte des Himmels, du Morgenstern. Ist das nicht im allertiefsten Sinne wahr? Denk nur einmal etwas gründlich nach, und du erkennst: Marias Persönlichkeit ist eine Freude für uns, ist ein Blick in den Himmel eines höheren Lebens, ist der hoffnungsreiche Morgenstern eines zweiten Weltzustandes (der jetzige ist selbst für die Augen eines Blinden verdorben), in welchem die Herrschaft der natürlich-gattungshaften Geburt durch den sexuellen Akt, die Herrschaft der brutalen Naturnotwendigkeit also, durchbrochen und ein neuer Himmel und eine neue Erde vom neuen, geistig wiedergeborenen Menschen bewohnt wird.

Ja, die Persönlichkeit dieses einzigartigen Weibes erschliesst so gewaltige Menschheitsperspektiven, dass unsere zaghaften Gedanken und blinzelnden Augen kaum hindurchzudringen wagen. Aber es ist schon so, und Goethe hat in seiner genialsten Dichtung, dem Faust, nicht umsonst das Wort geprägt: "Das Ewig-Weibliche zieht uns



DAS NEUE BROT

Seit gestern essen wir das neue Brot,
das uns gereift ist in der letzten Sonne.
O Wonne,
nun haben wir ein Jahr lang keine Not.

Nicht alle wissen das wie wir es wissen,
die wir es ernteten im eigenen Land,
dass Gottes Hand
es uns beütete bis zu dem letzten Bissen.

Drum wissen es nicht alle heut wie wir,
dass das Gescenk aus unsres Herrgotts Händen
da zwischen unsren Wänden
zu teilen ist mit dir.

N. Z.

---

hinan." Und dies Ewig-Weibliche hat selbst er, der halbe Heide, in Maria personifiziert gesehen. Es ist ihm gegeben worden, die immerwährende Erfahrung der ganzen Christenheit in wundersamer Intuition auf die knappste, eindrucksvollste Formel zu bringen.

Maria zieht uns hinan: das ist die Quintessenz der grossen Muttergotteswallfahrtsliebe des katholischen Volkes. An diesen alten, manchmal ur-

alten Heiligtümern triumphiert buchstäblich der Kult, der wahre, reinigende, erhebende Kult des Ewig-Weiblichen. Wenn ihr da in einer dunklen Ecke knietet und habt gebetet aus der Tiefe der Seele heraus, habt ihr's da nicht mit innerem Erschauern gespürt: wie Gewitterluft mit elektrischer Kraft geladen und geschwängert ist, so schwingt und schwebt da ein ungeheures Vertrauen, wie eine schwere Weihrauchwolke wallt und wogt da eine intensive, hemmungslose Liebe durch den heiligen Raum. Erinnert ihr euch der leuchtenden Augen, hört ihr noch das Flüstern betender Lipen und das stille, leise Insichhineinweinen. . . . Und dort, dort aus jenem Winkel kommen Worte her, deutlich, fast laut, wie von einem, der auf einen anderen einspricht, leidenschaftlich, wild, und dann wieder unendlich demütig und mit flehender Ergebung. : . . Schon werden die Leute aufmerksam, schauen hin, aber was kümmert's den heissen Beter, für ihn existieren in diesem Augenblick keine Leute mehr, für ihn gibt es nur sein schweres Anliegen und Gott und Maria, die Helferin der Christen, die Zuflucht der Sünder. Und wenn ihm die gesetzten, die ruhigen, die verständigen Leute, die immer und überall wissen, was sich schickt, zureden möchten, er solle doch nicht so übertrieben tun und keinen Skandal machen — so würde er erschrocken auf sie schauen wie auf herzlose Narren.

Doch wie ist es denn mit der "Uebertreibung"? Das kann es ja wohl schon geben, hier wie in anderen Dingen. Da lässt sich mancherlei sagen. Newman, ein ruhiger, besonnener Mann, wenn es je einen gab, Protestant, dann Konvertit, dann katholischer Priester, dann römischer Kardinal, und nebenbei der grösste Theologe des 19. Jahrhunderts, sagt folgendes in seinem berühmten offenen Brief an Pusey: "Unser Heiland kann für uns nicht beten, wie Maria betet. Er kann nicht die Gefühle einflössen, die ein Geschöpf einflösst. Maria besitzt als Geschöpf ein natürliches Recht auf unsere Sympathie, unsere Zutraulichkeit, sie ist eben unsereins. Wir wenden uns an sie ohne die Furcht, das Zagen, die Gewissensbisse, die uns vor dem Antlitz dessen ergreifen, der in uns liest, uns richtet und straft."

Und abermals: wie denken besonnene, hochgebildete Leute vom "übertriebenen" Muttergotteskult? Da ist Charles Peguy, ungläubiger Sozialist zuerst, dann Konvertit, hat nicht die Autorität eines Kirchenvaters, denn er darf nicht einmal die Sakramente empfangen, weil seine Frau nicht in die kirchliche Eheschliessung einwilligte, aber er schreibt mit der Autorität des leidenschaftlichen Katholiken und Marienliebhabers (macht Wallfahrten zu Fuss wie eine Bauernfrau) und mit der Autorität des eminenten Schriftstellers und geistigen Führers folgendes in einem Brief an einen Freund: "Ich konnte nicht in Wahrheit sagen: dein Wille geschehe. Da habe ich zu Maria gebetet. Die Gebete zu Maria sind Gebete der Reserve. Es gibt in der ganzen Liturgie nicht ein, verstehst du, nicht ein einziges Gebet, das der wirklich armselige Sünder wahrhaftig aussprechen kann. Im System des Heils ist das Ave Maria die letzte Rettung. Mit ihm kann man nicht verlorengehen."

Kann sein, dass Peguy mit diesem verwegenen Satz vor den gestrengen Theologen nicht bestehen könnte. Aber ich glaube fest, dass er mit seinem verwegenen Vertrauen vor Gott und der heiligen Jungfrau bestanden hat, der kuriose Kriegsgefallene, der seine letzte Nacht vor dem Tode damit verbrachte, ihren Altar im zerschossenen Kirchlein zu schmücken. Maria wird jedenfalls nicht als Theologin, sondern als Mutter denken. Sie wird sich nicht skandalisieren, wenn schlichte Menschen ihrer Liebe und Zuneigung Ausdruck geben, so gut sie es eben können. Im bayrischen Wallfahrtsort Altötting hängt ein Votivtäfelchen, auf dem der Bauer mit Frau und Kindern mit gefalteten Händen daknien, ihre Pferde, Kühe und Schafe und den gesamten Viestand treuherzig in der Mitte, darüber die Gnadenmutter mit dem Kind im blauen Firmament, darunter die Worte: ex voto. Das will heissen: diese braven Leute haben sich in einem bestimmten Augenblick samt Haus und Hof von Maria wunderbar beschützt, gerettet erfunden, haben ihre Erhörung wie ihren Dank auch äusserlich für andere auf dem Täfelchen kundgegeben. Und das ist schön, ist ergreifend.

Wenn es uns arme Menschen mit dem schweren Erdenkummer des täglichen Kreuztragens ganz besonders zu der Gottes- und Menschenmutter zieht, wenn wir ihr anvertrauen und zumuten, worum wir unsere besten Freunde nicht anzusprechen wagen,wenn sie uns in allen äusseren Lagen und inneren Seelenzuständen, Unschuld und Sünde, Freude und Leid als die tröstende Zuflucht erscheint: so ist das keine Dummheit, sondern eine religiöse Erfahrung, kein Unfug, sondern das heilige Recht der hilfsbedürftig erschaffenen Menschennatur, kein Aberglaube, sondern selbstverständliche Blüte echter, religiöser Humanität.

Erich Maria Remarque, der über Nacht zu Weltruhm gelangte Verfasser von "Im Westen nichts Neues" schreibt von sich selbst: "Vielleicht muss ich später als Katholik schreiben: In meinem Buch war dafür kein Raum. Wer im Bann dieser Religion stand, wird immer wieder zu ihr zurückkehren." Ich glaube, daran ist zum guten Teil der Mariensegen schuld.

* * *

Arm ist nicht, wer wenig hat, sondern wer viel bedarf.

Die alte Madonna

von Peter Freppert

Sie sollten ihn endlich mit ihrem Gegreine um den Aufbau der zerstörten Kapelle in Ruhe lassen, maulte der Bauer und hieb mit der Faust auf den Tisch. Der Krieg habe mehr zerstört als die Kapelle. Es sei sonst noch genug aufzubauen, die Kapelle könne warten. Die Tochter ging mit hängendem Kopf hinaus und die Mutter folgte; sie versuchte zu trösten: "Der Vater hat heute seinen schlechten Tag; er wird es schon einmal einsehen und die Kapelle wieder aufbauen."

"Aber wir betteln doch schon seit Jahren darum." Hilde stand mit hängenden Armen. An der alten Kapelle hatte sie von Georg Abschied genommen, damals als er nach seinem letzten Urlaub wieder hinausgehen musste, — um nicht mehr wiederzukehren. Sie waren damals noch nicht lange verheiratet. Da lagen nun Jahre dazwischen. Georg war im Osten vermisst; niemand wusste, ob er noch lebte oder in der russischen Erde lag.

Der Vater, der die Last des Hofes gerne auf jüngere Schultern gelegt hätte, drängte: "Es hat keinen Sinn, auf etwas zu warten, was verloren ist. Und das Knierutschen vor der Kapelle hat auch keinen Zweck. Man muss sich abfinden." Er wusste gut, dass seine Tochter oft in der Abendämmerung zu der Kapelle hinausging. Da war nur noch der Altarsockel übrig und die holzgeschnitzte Marienfigur, die sich jetzt schutzlos und ohne Dach auf ihm erhob, aber immer noch segnend ihre Hände ausbreitete, ob der Schnee um sie stob, ob die Sonne niederbrannte, ob der Regen in die Falten ihres Gewandes rann. Segnende Hände, die von den Splittern der Granaten beschädigt waren. Auch das Gesicht der Madonna hatte ein Splitter an der rechten Seite getroffen.

Acht Jahre war der Krieg vorbei. Acht Jahre lang war die Madonna am Dorfrand der Witterung ausgesetzt. Die Farbe ihres Kleides war verblichen, das Gold ihrer Krone verwaschen und geschwärzt. Manchmal kamen die Kinder und stellten in rostigen Konservenbüchsen Blumen vor sie hin; gelben Ginster im Frühjahr, brennenden Mohn und blaue Kornblumen im Sommer, die einfachen Blüten des Feldes. An den Abenden knieten Frauen vor der Madonna. Leidgebeugte Frauen, die die Hände zu ihr aufhoben und in heissen Gebeten um ihre Fürbitte riefen; unter den Knienden immer wieder die Hoftochter Hilde.

Um dieses Kniens willen wollte der Bauer die Kapelle nicht mehr aufbauen. Dass er es des Geldes wegen nicht könne, war nur eine Ausflucht, denn der Hof hatte die meisten und besten Aecker des Dorfes. Der Bauer sann sogar darauf, auch den übriggebliebenen Altarstock mit der alten Madonna zu entfernen. Wenn alles verschwunden und der Platz eingeebnet sei, meinte er, könne Hilde nicht mehr an den Abenden hinauswandern und immer wieder die Erinnerung an das Gewesene neu erwecken. Diese Erinnerung war es nach seiner Meinung allein, die seine Tochter den Wünschen des Vaters entgegenstellte.

Mehr und mehr zehrte der Unmut an dem Alten, der die Zeit vorauszusehen glaubte, wo der Hof ohne Erbe sein würde und in andere Hände überging. Er war nicht ungläubig, der Bauer; besuchte die Messe und hatte gar nichts gegen Muttergottes- und Heiligenverehrung. Nur die Madonna der zerstörten

---

Papst Pius XII. im Apostolischen Schreiben an die Völker Russlands vom 7. VII. 1952

"Wenn es darum geht, die Sache der Religion zu verteidigen, die Belange der Wahrheit sicherzustellen, den Bereich der christlichen Zivilisation und der Gerechtigkeit zu schützen, dann dürfen Wir einfach nicht schweigen. Es war immer Unser Gedanke, dass die Völker nicht durch Waffengewalt, sondern durch das Recht regiert werden, damit ein jeder im Besitz der bürgerlichen und religiösen Freiheit in den Gemarken seiner Heimat der Eintracht zustrebe, des Friedens teilhaftig sei und ein arbeitsames Leben habe, auf dass jeder Bürger das zu seiner Ernährung und für seine Unterbringung Notwendige und das für seine Familie Erforderliche sich beschaffen kann. Unsere Worte und Unsere Ermahnungen betrafen und betreffen auch heute noch alle Nationen und folglich auch Euch (Ihr Russen), die Ihr immer Unserem Geiste nahe seid und in Unserem Herzen wohnt. Wir wünschen, Eure Not so zu lindern, wie es in Unseren Kräften steht.

Alle jene, die nicht mit einer Lüge auftrumpfen wollen, sondern es mit der Wahrheit halten, wissen, dass Wir Uns im letzten Konflikt streng unparteiisch allen Kriegführenden gegenüber erwiesen haben. In Wort und Tat haben Wir gar oft dafür Zeugnis abgelegt und in Liebe alle Nationen vereint, selbst jene, deren Regierungen sich als offene Feinde des apostolischen Stuhles erklärten, und wo man all dem, was christlicher Eingebung entstammt, erzfeind ist und wo man auch die letzte Spur davon bei den Bürgern ausmerzen will."



Der Provinzialobere der St. Marienprovinz, Pater S. Wachowicz, OMI, hat den hochw. Pater Noah Warnke OMI, zum neuen Oberen des St. Thomaskolleg's, North Battleford, ernannt. Pater N. Warnke wurde zu gleicher Zeit vom Generaloberen der Oblaten zum Provinzialassistenten unserer Provinz ernannt. Auch Pater Heinrich Kelz OMI, Pfarrer von Macklin, wurde zum Provinzialassistenten ernannt. Oberer unseres Priesterseminars zu Battleford wurde der hochw. Pater Leopold Engel OMI. Der Marienbote wünscht den drei neuen Beamten Gottes reichsten Segen.

Auf dem Bilde sehen wir links neben dem hl. Vater den Pater N. Warnke OMI, und rechts nben dem Bishof J. Boekenfoehr OMI, den Pater L. Engel OMI.

Kapelle auf seinem Grundstück draussen war ihm ein Dorn im Auge. Wohl hatte er selbst zuerst daran gedacht, die Kapelle wieder aufzubauen und war nahe daran gewesen, dem Drängen seiner Frau und seiner Tochter nachzugeben. In diese Zeit hinein aber fiel die strickte Weigerung Hildes, den Mann anzunehmen, den der Vater nach einigen Jahren des Wartens auf Georg für sie ausgesucht hatte. An dieser Weigerung sei nur die Kapelle mit ihren alten Erinnerungen schuld, sagte jener, und der Bauer, der seine Tochter immer wieder an der Kapelle fand, musste ihm glauben.

"An solchen Weiberlaunen darf der Hof nicht zu Grunde gehen", polterte er und von dieser Stunde an sann er ernsthaft darauf, dieser Geschichte ein Ende zu machen.

"Lass es sein", sagte seine Frau. „Lass es sein", flehte sie mit aufgehobenen Händen", die Kapelle ist zum Segen des Hofes erbaut worden, über ein Jahrhundert stand sie auf unserem Acker, willst du sie zum Fluch entfernen?"

Der Bauer aber hörte nicht. Zu fest hatte er sich die Idee in den Kopf gesetzt. Die Kapelle war der Grund des Uebels und des Starrsinns seiner Tochter.

Eines Tages schickte er seine Leute hinaus mit der Weisung, den Rest der Kapelle abzubrechen und das anfallende Gestein auf die Schutthalde zu fahren.

"Auch die Madonna", fragte der Knecht.

"Ja, auch die Madonna, denn sie ist alt, vom Wurm zerfressen und vom Krieg zerschunden. Es ist nichts Vernünftiges mehr an ihr und ich bin reich genug, eine neue Madonna zu kaufen, wenn es einmal nottun sollte."

Widerstrebend zogen die Leute hinaus; aber es blieb ihnen nichts übrig als zu tun, was der Bauer angeordnet hatte. Als Hilde auf der Schutthalde erschien, um wenigstens die alte, ihr so lieb gewordene Madonna zu retten, fand sie diese zerschlagen und zersplittert unter den Steinresten. Da raffte sie die nun völlig zerschlagenen Glieder der Madonna in ihre Schürze und trug sie ins Haus. Und sie weinte.

Weinend kamen auch die Kinder, die der Madonna frische Blumen bringen wollten, nach Hause. "Sie ist nicht mehr da", sagten sie und trugen den brennenden Mohn und die schlichten Kornblumen zerdrückt in ihren Händen. Traurig und niedergeschlagen kamen auch die wieder zurück, die sonst in den Abendstunden bei der Madonna Trost gesucht hatten, es waren mehr als gedacht.

Ein Murren ging im Dorfe um; der Bauer hatte ihnen die Muttergottes am Dorfrand genommen. Man mied den Hof, den man früher gern aufgesucht hatte. Seltsame Gerüchte über die Bewohner und über die Tochter, die man nie mehr zu Gesicht bekam, waren bald im Umlauf. Hilde sässe mit irrem Blick auf ihrer Kammer und versuche von früh bis in die Nacht die Teile der Madonna zusammenzuleimen. Niemand dürfe in ihre Nähe kommen als nur die Mutter. Ab und zu sah man den Bauer über seinen Hof gehen: gebeugt, in wenigen Wochen um Jahre gealtert, mit einem seltsam scheuen Blick, den man nicht an ihm kannte.

Er baute bald eine neue Kapelle an die Stelle der alten. Aber die Tochter machte das nicht mehr gesund.

Christliche Nächstenliebe als "Neues Gebot"

von Gertraud Kempken

In einer Zeit, die den Hass zum Gestaltungsprinzip erhoben hat, lebt die Menschheit mit ihrer Sehnsucht nach Liebe. Hier sucht sie den Zugang zum Christentum, an den äusseren Formen seiner Liebestätigkeit setzt die Kritik an, weil sie das innere Wesen der christlichen Nächstenliebe nicht recht erkennt und mit den vielfältigen Formen menschlicher Hilfsbereitschaft oder allgemeiner Wohlfahrtspflege verwechselt. Aber auch die grossartigste Form ist noch keine Liebe im Sinne des Neuen Testamentes. Wir müssen herauskommen aus dieser landläufigen Betrachtung. Allgemeine Menschheitsliebe hat es immer gegeben, auch im Alten Testament und ausserhalb der göttlichen Offenbarung; sie hat aber mit der christlichen Nächstenliebe nichts zu tun. "Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart." In diesem schlichten Vers eines alten Kirchenliedes wird umfassend ausgesagt, was Christi Wort bedeutet: "Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe." Wir können uns also das Bild der Liebe nicht selber machen. Johannes sagt von Christus: Das Leben ist in Ihm erschienen; er könnte auch sagen: die Liebe. Sie ist greifbar geworden in der Menschwerdung Gottes, Leben — Liebe — Licht —, diese johanneischen Begriffe ergänzen, sich, in Christus sind sie Personen geworden. Alles vorherige ist verwandelt, in Ihm bricht eine völlig neue Ordnung auf, die uns zur Unterscheidung zwingt. Wiederholt sagt Er es uns in Gegenüberstellungen wie: "Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch." Es kann also ein Mensch im Frieden Christi sein und doch im Streit der Welt. So erscheint auch die Nächstenliebe als etwas völlig Neues bei Christus. Wir kennen die vielfältigen Formen menschlicher Liebe. Auch die missbrauchteste Form ist noch ein Abglanz, denn Gott ist die Liebe, und es gibt keinen echten Wert im menschlichen Bereich, der nicht in Gott fundiert ist. Jede Liebe zielt auf Einigung und Ergänzung, um durch den anderen vollendet zu werden. Der Liebeswille des Geschöpfes drängt zur Teilnahme an der göttlichen Natur. Gott liebt aus der Fülle seines vollendeten Seins. Seine Liebe hat alles in sich und kann nicht das Ihre suchen. Die Massstäbe des Hohenliedes der Liebe sind nicht unsere menschlichen; sie sind das Mass der Liebe Gottes, die uns nur als Gnadengeschenk gegeben werden kann. In dieser göttlichen Fülle des Lebens liegt — ein Zeichen des Widerspruches — auch ihre Begrenzung, denn sie bedeutet das Gericht für jene, die sich ihr verschliessen. Gottes Liebe, die Er jedem Menschen anbietet, kann nicht ohne tödliche Schuld abgewiesen werden. So ahnen wir die für den Menschen furchtbare Tragik im Gebet Christi: "Nicht für die Welt bitte ich, sondern für sie, die Du mir gegeben hast. . . ." Diese Welt der gottfeindlichen Mächte nimmt das Angebot göttcher Liebe nicht an; Christus schliesst sie aus aus Seinem Gebet, und wenn wir darin einen Mangel sehen wollten, so haben wir das Neue, das in Christus beginnt, noch nicht erkannt und begriffen. Wir Menschen, deren Erkenntnis nur "stückweise" ist, dürfen und müssen beten für alle unsere Brüder. Sind sie aber im "Tode", so kann auch unser Gebet sie nicht erreichen; wer nicht liebt, ist schon gerichtet.

Der Mensch, der sich von Gottes Liebe ausschliesst, kann auch keine Nächstenliebe haben. Gott hat uns zuerst geliebt. Es ist Seine Liebe, die uns drängt und fähig macht, das neue Gebot zu begreifen und zu üben. In der Menschwerdung Christi ist auch der Anfang eines völlig neuen Menschentums, das letzte Geheimnis des Menschen wird hier offenbar. Von nun an bedeutet Nächstenliebe die fortwirkende Gottesliebe im Menschen. Ein Liebender beweist, dass er aus Gott geboren ist; wer aber nicht in der Liebe steht, kann auch keine Beziehung haben zu Gott. Alle Liebe gründet in Ihm. Solange die Liebe nur von unserm Herzen ausgeht, bleibt sie im Bereich unserer sittlichen Möglichkeiten; alles; was ich mit meiner menschlichen Liebe, sei sie noch so hoch und wesentlich, vermitteln kann, es bleibt im Menschlichen begrenzt. Der Strom göttlicher Liebe hat seinen Ursprung in Gott; wir können ihn nur auffangen, uns einschalten in diesen Schwung, und in dieser Antwort unseres Seins vollziehen wir die göttliche Tugend der Liebe. Ein Geschenk, vom Heiligen Geiste eingegossen, das wir nicht erzwingen und nicht verdienen können. Durch Christus wird unser erneuertes, getauftes Menschentum hinausgehoben über das nur Geschöpfsein in die Kindschaft Gottes. Wer also Christus nicht bekennt, kann Gott nicht lieben, er kann auch kein neutestamentliches Leben haben, und sei er noch so aktiv. Was wir nun im Menschen lie-

Das Herrenleben im Himmel

von F. Schrönghamer-Heimdal

Der Hofbauer von Haxenpoint hat seiner Lebtag ein Herrenleben geführt, wie es ihm sein grosses Waldgut erlaubte. Sein einziger Wunsch war, dass er dieses nahrhafte, lustsame Herrenleben auch im Himmel fortsetzen könnte, wenn es einmal soweit war: "Vom ewigen Allelujah-singen", war sein Wort, "will ich nichts wissen. Da kriegt man bloss eine trockene Gurgel und hast kein Tröpferl Bier zum Durstlöschen. Also wünsch' ich mir ein zünftiges Bräustübl' wo das Märzbier und der Maibock nicht ausgeht. Und die Tische sollen sich biegen vom prima Brotlzeug wie Kalbshaxen, Nierenbraten, Gansvierteln, Brathühnern und Steckerlfischen wie beim Münchener Oktoberfest. Da sing ich nachher gern allelujah, wenn es schon sein muss. Prost, Freunderl!"

Und dann war es soweit. Auf dem Heimweg vom Haunreuter Nachkirta traf den Hofbauer von Haxenpoint ein Schlagfluss, der sein irdisches Herrenleben beendete. Im nächsten Augenblick schon stand er vor einer Türe im Jenseits. Indes er sich noch sehr verwunderte, wie geschwind diese Veränderung vor sich gegangen war, tat sich die Türe mit donnerähnlichem Krachen auf. Eine jenseitige Gestalt stand vor ihm und sprach: "Aha, der Herr Hofbauer mit dem Herrenleben!"

"Mit Verlaub", entgegnete dieser, nachdem er sich vom ersten Staunen erholt hatte. Dann begann er eine Art Lebensgeschichte, um ja sicher zu gehen, dass ihm sein Himmelswunsch erfüllt würde.

"Ich war ein ganz normaler, rechtschaffener Christ. Ich habe niemand umgebracht und nichts gestohlen. Meineid hab' ich auch keinen geschworen. Ich bin auch jeden Sonn- und Feiertag in meine Kirche gegangen, wie's der Brauch ist. Jedes Jahr am Gründonnerstag hab ich meine Osterpflicht erfüllt."

"Ja", entgegnete die jenseitige Gestalt, "mit den Rossdieben. Aber fahren Sie nur weiter, Herr Hofbauer!"

"Auch die Fastengebote hab' ich ehrlich gehalten. Nur wenn ich auswärts war, hab' ich Fleisch gegessen, weil es da erlaubt ist. Aber vor dem Braten hab' ich mir dann stets auch einen blaugesottenen Hecht oder einen gebackenen Huchen zu Gemüte geführt, eben wegen des Fasttages. Für das neue Geläute in unserer Kirche habe ich dreitausend Mark gestiftet. Da hat mich der Herr Dekan auf die Schulter geklopft und gesagt: "Ja mein, unser Hofbauer! So ein Manndl musst nicht leicht finden! Da hast Du wieder eine Staffel in den Himmel gebaut!" "Nun ja, hab' ich gesagt, wer kann, der kann! Und für den Himmel ist mir nichts zu viel!" Weil's wahr ist. Wie oft hab ich armen Teufeln die Kinder aus der Taufe gehoben und das Kindlmahl selber bezahlt! Drei Dutzend notige Buben hab' ich firmen lassen und jedem eine silberne Armbanduhr gekauft. Die neue Feuerwehrfahne hab ich ganz allein bezahlt und dem sudetendeutschen Häuslmann, den sie überall abgewiesen haben, hab' ich das Stüberl über dem Saustall herrichten lassen. Was tut man denn nicht alles für die armen Flüchtlinge!"

"Es genügt", sprach jetzt die jenseitige Gestalt, nahm einen Schlüssel vom Bord und sperrte eine Tür auf: "Komm!"

Der Hofbauer von Haxenpoint schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als er die Herrlichkeiten sah: ein richtiges altbayerisches Bräustüberl mit Bierfässern und Leibspeisen aller Art.

"Des Menschen Wille ist sein Himmelreich", sprach die jenseitige Gestalt wieder. "Wohl bekomm's in alle Ewigkeit!"

Dann sperrte er die Tür wieder zu und liess den glückseligen Hofbauern allein in seinem himmlischen Bräustübl. Der lachte über das ganze Gesicht, weil sein Wunsch nach dem ewi-

---

Alle Leiden des Menschen bestehen im Willen; denn wenn der Wille wohlgeordnet wäre und mit dem Willen Gottes übereinstimmte, so würde er des Leidens gewissermaßen überhoben sein. Obgleich nämlich derjenige, welcher diesen wohlgeordneten Willen besitzt, die Leiden empfindet, so erträgt er doch das, was er aus Liebe zu Gott freudig erduldet, gleichsam ohne Schmerz. Sein Geist ist bei jedem Schmerze frei, da sein Wille mit dem Willen Gottes gleichförmig und geeinigt ist. Hört sonach der Eigenwille auf, so ist der Geist des Menschen in Ruhe und erfreut sich des Friedens.

Heil. Katharina von Siena

* * *

Die Fehler, die zu tief dir waren eingeprägt,
Sie plagen dich noch lang, wenn du sie abgelegt.
Zum Vorschein kommen sie an deinen Kindern wieder,
Und durch Erziehung kämpfst du sie noch einmal nieder.

Fr. Rückert

gen Herrenleben so herrlich erfüllt war, probierte die ausgelegten Leibspeisen alle durch und liess die köstlichen Maibocktropfen in sein himmlisches Stammkrügl rinnen. Alles mundete ihm so gut, dass er sich sogar zu einem jauchzenden Allelujah bequemte.

"Haut schon", sprach er immer wieder zu sich selbst. "Unser Herrgott ist doch ein braver Mann. Nun ja, schliesslich hab' ich diese Herrlichkeit auch rechtschaffen verdient. "Wie gelebt, so gestorben!" "In meines Vaters Hause gibt es viele Wohnungen." Vergeltsgott tausendmal, lieber himmlischer Vater, dass Du dem Hofbauer von Haxenpoint seinen Herzenswunsch so herrlich erfüllt hast. Juche! Allelujah, allelujah!"

So lebte der gute Hofbauer etliche Tage herrlich und in Freuden in seinem himmlischen Bräustübl. Dann wurde es ihm allmählich langweilig, weil er halt gar keine Freunde um sich hatte wie einst auf Erden. Da fiel ihm ein altes Sprichwort ein: "Allein ist's auch im Himmel nicht schön." Wenn er bei sich bedachte, dass dieses Alleinsein die ganze lange Ewigkeit währen sollte, dann stiegen ihm vor Entsetzen die Haare zu Berge, so zwar, dass ihn die Leckerbissen und Leibseisen nicht mehr lockten und dass er kein Tröpflein Maibock hinunterbrachte.

In seiner Verzweiflung trommelte er mit seinen Fäusten gegen die Wände seines himmlischen Bräustübels, bis die jenseitige Gestalt mit dem Schlüsselbund erschien und aufsperrte.

"Das muss ich schon sagen", schrie ihm der Hofbauer entgegen, Ihr habt einen sonderbaren Himmel hier. Da möcht' einen ja der Teufel holen! Das hält ja kein Mensch aus, eine ganze Ewigkeit lang. Lasst mich hinaus!"

"Wer sagt denn vom Himmel?" entgegnete die jenseitige Gestalt in aller Gemütsruhe. "Herr Hofbauer von Haxenpoint, Sie sind keineswegs im Himmel, sondern in der Hölle! Eine ganze Ewigkeit lang in der Hölle!"

Da tat der Hofbauer einen solchen Entsetzensschrei, dass er aus seinem himmlischen Bräustüberl wieder auf die Erde herabfiel. Mit einem Mordsplumpser landete er neben seiner Bettstatt, dass ihn alle Glieder schmerzten. Da wusste er, dass er nur geträumt hatte. Der Traum war so eindringlich und lebhaft, dass er ihn zeitlebens nicht vergessen wird.

Das erste, was er an diesem denkwürdigen Tage tat, war die Befreiung des sudetendeutschen Häuslmanns aus seinem Elendsstüberl über dem Saustall. Er wies ihm eine prächtig ausgestattete Stube im Hause an und versorgte ihn reichlichst mit allem Nötigen, so dass sich der gute Mann "Wie im Himmel" vorkam.

Seit diesem Traum ist der Hofbauer von Haxenpoint wie umgewandelt. Am Sonntag ist er jetzt der erste, in die Kirche hinein und der letzte heraus. Wo er eine geistige oder leibliche Not weiss, ist der Hofbauer mit ausgiebiger Abhilfe zur Stelle.

"Der Hofbauer", sagen die Leute, "wird mit Gewalt ein Heiliger."

"Jawohl", bescheidet er ihnen. "Es ist schon wahr, das Himmelreich leidet Gewalt. Und nur die, die Gewalt gebrauchen reissen es an sich. Wandelt nur weiter auf der breiten Strasse des Verderbens. Dann kriegt ihr eine abscheuliche Himmelfahrt. Ich weiss was ich weiss. Die da drüben, lasst euch sagen, nehmen es verflucht genau, bis der letzte Heller bezahlt ist. Jawohl!"

EIN ALLTAEGLICHES EREIGNIS

Ein alltägliches, ganz einfaches Ereigniss: die Rückkehr des Ehemannes von der Arbeit am Abend. Jeder, der vom Alltag der Ehe etwas weiss, jeder, der von den um ihren Bestand kämpfenden Ehen etwas erfährt, kennt die Gefahr dieses Augenblickes. Wir wollen annehmen, dass es sich um einen Mann handelt, in dem sich der Uebergang aus dem Leben des Tages in das Leben des Abends: das heisst in sein eigentliches und seiner Ehe Leben, ohne Verkrampfung und Ueberanstrengung vollzieht. Er mag eine harmonische Persönlichkeit sein, seine Stellung im sozialen Leben mag seinen privaten Fähigkeiten und Wünschen einigermassen entsprechen. Auch dann, auch in diesem idealen Fall, braucht der Mann Zeit, um hinüberzuwechseln. Verwirrend konkret und unabdingbar steht, wenn er heimkommt, um ihn seine private Welt, steht vor ihm die Frau, die ihrerseits den Tag über den Haushalt versorgt hat und nun auf ihn wartet. Welcher Impuls guten Willens ist nötig bei dem Heimkommenden, um den Wechsel so schnell zu vollziehen, wie es der Erwartung der Wartenden entspricht! Welche geduldige Einsicht bei der Frau ist notwendig, um anzuerkennen, dass da einer hereinkommt, der aus einer fremden Welt zurückkehrt, in der er selbst ein anderer war, und der Zeit braucht, um wieder der eine von ihnen beiden zu werden! In diesem Augenblick des Sich-Gegenübertretens der Ehegatten liegt oft die Entscheidung für das Schicksal ihrer Ehe. Gelingt es ihnen beiden, einander im Augenblick der täglichen Wiederbegegnung zu erkennen in allem, was sie sind, und in allem, was sie noch nicht wieder sind, dann erschaffen sie ihre Ehe an jedem Tag neu, und dann wird sie jedweder Gegenwart gewachsen sein. Versagen sie in diesem Augenblick vor dem Hereindringen fremder Elemente der Aussenwelt in ihre Beziehung, dann ist das Schicksal ihrer Ehe besiegelt.

Lotte Paepke

Katholikenhetze in Amerika

B. R. Eppstein

Im Jahre 1834 veröffentlichte Samuel F. D. Morse, der heute berühmte Erfinder des Telegraphs, eine Reihe von Hetzartikeln gegen die Katholiken. Er war so klug, einen Schriftstellernamen zu benutzen, so dass heute nur wenige von dieser schwarzen Seite in seinem Leben wissen. Seine Artikel wurden später in einem Buch "Ausländische Verschwörung gegen die Freiheit der USA" zusammengefasst. Im gleichen Jahr, in dem dieses Buch erschien, brannte der von Gerüchten über die Vorgänge im Kloster aufgehetzte Pöpel das Ursulinenkloster in Charleston (Massachusetts) bis auf den Grund nieder.

Morses Buch und eine Reihe anderer Veröffentlichungen hatten eine Welle antikatholischer Erregung in den 48er und 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Folge. In Städten wie New York, Philadelphia, St. Louis, Louisville und Baltimore kam es zu Ausschreitungen.

Die erste organisierte Partei religiöser Fanatiker waren die sogenannten "Native Americans" (Eingeborene Amerikaner), die sich einer freien Einwanderung wegen der grossen Zahl der damit in das Land einströmenden Katholiken widersetzen.

Im Jahre 1852 wurde eine Geheimgesellschaft "The Grand Council of the United States of North America" (Der grosse Rat der Vereinigten Staaten von Nordamerika) gegründet. Dazu kam eine politische Partei, die man bald die "Know-Nothing" (Die Nichtwisser) nannte, weil ihre Anhänger auf alle Fragen über die Zwecke ihrer Partei diese Antwort gaben. Aber Präsident Abraham Lincoln erkannte schnell die Gefährlichkeit. Er schrieb: "Als Nation begannen wir mit der Erklärung, dass alle Menschen gleich geschaffen würden. . . Würden die Nichtwisser ans Ruder kommen, so würde sie lauten: 'Alle Menschen wurden gleich geschaffen, mit Ausnahme der Neger, Ausländer und Katholiken'!"

Die nächsten organisierten Angriffe gegen die Kirche kamen von der "American Protective Association" (Amerikanische Schutzgesellschaft), die im Jahre 1887 gegründet wurde. Sie gab die Zeitschrift "Menace' (Die Drohung) heraus und wuchs schnell von unbedeutenden Anfängen zu einer Organisation von mächtigem Einfluss im Staate empor. Im Jahre 1894 war sie in 24 amerikanischen Staaten zu Hause und verbreitete in 70 Wochenzeitschriften ihre Hasspropaganda gegen die Katholiken. Schliesslich aber zerfiel sie wegen des Ausganges des spanisch-amerikanischen Krieges; auch die natürliche Abneigung des amerikanischen Volkes gegen alles Fanatikertum half dabei mit.

Im Jahre 1915 startete das sogenannte "unsichtbare Reich" der zweiten Ku-Klux-Klan-Bewegung den Vierfrontenkampf gegen Katholiken, Juden, Ausländer und Neger. Der K.K.K.-Häuptling William Joseph Simmons behauptete, die Katholiken hielten in erster Linie einer "ausländischen Macht" die Treue.

Christus der Herr hat seine Liebe zu seiner unberührten Braut nicht allein durch unermüdliches Wirken und beharrliches Beten geoffenbart, sondern auch durch die Leiden und Qualen, die er aus freiwilliger Liebe auf sich nahm. "Da er die Seinen liebte . . . liebte er sie bis ans Ende." Nur durch sein Blut hat er sich die Kirche erkauft. So lasst uns, wie es die Sicherstellung unseres Heiles verlangt, frei den blutigen Spuren unseres Königs folgen: denn "wenn wir zur Aehnlichkeit mit seinem Tode verwachsen sind, werden wir es zugleich mit seiner Auferstehung sein", und "wenn wir mitgestorben sind, werden wir auch mitleben." Dies heischt von uns zugleich eine echte und tätige Liebe zur Kirche und zu den Seelen, die sie für Christus gebiert. Zwar hat unser Heiland seiner Kirche durch das bittere Leiden und den bitteren Tod einen geradezu unendlichen Schatz von Gnaden verdient. Doch diese Gnaden werden uns nach Gottes weisem Rat nur zu Teilen zugedacht: ihre grössere oder geringere Fülle hängt nicht wenig anch von unseren guten Werken ab, durch die der von Gottes Huld gespendete Gnadenregen auf die Seelen der Menschen herabgezogen wird. Er wird sicherlich in reicher Fülle strömen, wenn wir nicht nur eifrig zu Gott beten und besonders am heiligen Messopfer womöglich täglich teilnehmen, nicht nur in christlicher Liebespflicht die Not so vieler Bedürftigen zu lindern versuchen, sondern vor allem, wenn wir den vergänglichen Gütern dieser Welt die ewigen vorziehen; wenn wir diesen sterblichen Leib durch freiwillige Busse in Zucht halten, ihm Unerlaubtes versagen und auch Rauhes und Hartes ihm abfordern; wenn wir endlich die Mühen und Leiden des gegenwärtigen Lebens wie aus Gottes Hand ergeben annehmen. So werden wir gemäss dem Wort des Apostels "an unserem Fleische ergänzen, was an dem Leiden Christi noch fehlt für seinen Leib, die Kirche".

Papst Pius XII.

Sein Nachfolger Hiram Evans erklärte vor 75 000 Klan Leuten in Dallas, Katholiken, Juden und Neger seien "unerwünschte Elemente", die nie den angelsächsischen Standard erreichen könnten. Der K.K.K. hatte auf der Höhe seiner Macht zu Beginn des Jahres 1920 5 Millionen Mitglieder. Die öffentliche Entlarvung seiner Terror- und Erpressermethoden führte aber zu einem schnellen Rückzug. Immerhin lebt er noch heute und ist in vielen amerikanischen Staaten aktiv. Sein Geist flammte im Jahre 1928 auf, als der katholische Gouverneur Alfred E. Smith als demokratischer Präsidentschaftskandidat aufgestellt wurde. Er spielte eine grosse Rolle bei der Niederlage dieses Kandidaten.

In unseren Tagen ist der antikatholische Fanatismus in USA weit entfernt davon, erloschen zu sein. Er ist sogar stärker als je. Die Art der Katholikenhetze hat sich wenig geändert seit den Tagen Samuel Morese. Noch immer herrscht die Furcht vor einer katolischen "Verschwörung", um die Welt im allgemeinen und die USA im besonderen zu regieren. Noch immer versucht man, die Staatstreue amerikanischer Katholiken wegen ihrer angeblichen "Treuepflicht" gegenüber einer "ausländischen Macht", dem Vatikan, anzuzweifeln. Noch immer gibt es die gleichen "Enthüllungen" abgefallener Nonnen und Priester.

Genau wie die Antisemiten bedienen sich auch die Antikatholiken ausgemachter Lügen und grober Fälschungen. Die amerikanische Caritas-Organisation, die sogen. "National Catholic Welfare Conference" deckte kürzlich erst eine Reihe gefälschter Briefe auf, die man geschickt erdacht hatte, um den Unwillen des amerikanischen Volkes gegen die Katholiken zu erregen. Diese Briefe, die nach ihrem Inhalt von "frommen Katholiken" geschrieben sein sollten und voller Hass gegen die Protestanten sind, werden Protestanten zugesandt. In einem dieser Briefe, der von einer nicht existierenden "Monica O'Toole McNonan, Mutter von der Gesellschaft zur nächtlichen Anbetung", unterschrieben ist, werden alle "falschen ketzerischen Protestanten, die den Heiligen Vater in Rom angreifen und die katholische Nationen zu vernichten suchen", verurteilt.



Eine Mutter, lieb wie keine,
hat der Vater uns geschenkt,
daß kein Auge trostlos weine,
wo man an die Mutter denkt.

Unter den heutigen antikatholischen Fanatikern ragen drei hervor: 1. Harrison Parker, ein gutmütig aussehender alter Herr von 73 Jahren. Er bezeichnet sich selbst als "Kanzler der puritanischen Kirche Amerikas" und residiert in Washington. Seine "Kirche kennt weder Ver-

sammlungen, Kirchengebäude, noch Ritual. Und doch sammelt er riesige Summen, um eine Kirche zu errichten und einen sogenannten "freien Bibelfonds" aufzustellen. Er veröffentlicht eine antikatholische Zeitschrift, die "Liberty Bell" (Freiheitsglocke), die behautet, "die amerikanische Lebensart (das Christentum) gegenüber der katholischen Lebensart (Heidentum) oder der russischen Lebensart (Komunismus) aufrechtzuerhalten." Er versendet auch viele mit einem Spendeschein versehene Mitteilungsblätter an "Mitpilger", die sich "der römisch-katholischen Bedrohung der USA bewusst sind und mithelfen wollen beim Einschränken dieser Gefahr unter den unwissenden Wählern." In der Nr. v. 18. März 1950 bezeichnete diese Zeitschrift die katholische Kirche Amerikas als die "geldeinbringende Filiale" der Vatikanregierung. Die Zeitschrift behauptet auch, der Papst besitze durch Mittelsmänner einen beherrschenden Anteil an einer Reihe amerikanischer Eisenbahngesellschaften. Eine typische Schlagzeile der 25. Nr. der Zeitschrift forderte das amerikanische Volk auf, "Eugenio Pacelli, alias Papst von Rom, vor den internationalen Gerichtshof in Genf zu stellen." Im folgenden Artikel wurde behauptet, der Papst hätte mit Hitler und Mussolini zusammengearbeitet, um den zweiten Weltkrieg herbeizuführen.

Parker war ehemals Reklamechef der Chicagoer Zeitung "Tribune". Später betrieb er eine Annoncenagentur, war Direktor einer Lebensversicherungsgesellschaft und betrieb eine Anzahl Molkereien und Gemüseläden. Einige Jahre arbeitete er auch bei dem Hearst-Blatt "American" mit einem Jahreseinkommen von 45 000 Dollar. 1945 las er einen Befragungsbericht des Gallup-Instituts, in dem festgestellt wurde. dass Millionen Amerikaner, obwohl fast alle an Gott glaubten, keine Kirche besuchen. Sofort machte sich Parker ans Werk. Er organisierte seine "Puritanische Kirche Amerikas" und machte sich selbst zum Kanzler dieser Kirche. Dabei erhielt er $60,000 von zwei reichen Frauen und war sofort mitten im Geschäft. Zunächst startete er einen Bilderrätselwettbewerb, der ihm mehr als 230,000 Dollar eintrug. Als die Leute sich beschwerten, dass nach 5 Monaten noch kein Ergebnis des Wettbewerbs verkündet wurde, schritten die Behörden ein und stellten Parker und seine Genossen wegen Betruges vor Gericht.

2. Harvey H. Springer, der sogen. "Cowboy-Prediger" ist ein fanatischer hundertprozentiger Katholikenfresser. Er ist Pfarrer an einer Kirche, von der er behauptet, dass sie die grösste in Colorado sei. Sein Geschäft ist der religiöse Hass. Jeden Morgen hört man ihn im Radio. Mit seinen Reklamemethoden versteht er es, Geldspenden herauszulocken. Dazu veranstaltet er einträgliche, mit viel Reklame betriebene "Missionsreisen". Er verbindet effektvolles persönliches Auftreten mit einer angeblich tiefgehenden Lehre, die mit Hass und Fanatikertum gespickt ist. Bald predigt er auf den Knien und im Flüsterton, bald stellt er sich auf zwei Stühle und streckt die Arme weit aus. Seine Karriere begann er als Antisemit; doch fand er das anti-katholische Tätigkeitsfeld bald als einträglicher.

Oft träumt der Mensch eine künftige Glückseligkeit und verschläft darüber die gegenwärtige.

3. Edward James Smith gebraucht zu gleichen Teilen Alkohol und Unsinn, seinen Feldzug des religiösen Hasses durchzuführen. Er ist ein stämmiger, ungekämmter Mann, der antikatholische Bücher und Flugblätter absetzt und einen Protestfeldzug gegen den Katholizismus durchführt. Im Jahre 1941 wurde er im Kongress abgelehnt. Später wurde er wegen Verführung angeklagt und abgeurteilt. Oeffentliche Dokumente weisen seine Verbindung mit dem Ku-Klux-Klan und dem deutsch-amerikanischen Nazi-Bund nach. So verteilte er einmal in den USA eine grosse Menge nationalsozialitischer Propaganda-Flugschriften. Auch er lebt in Washington und schreibt unverantwortliche Briefe. Der evangelische Rat von New York erklärt, dass Smiths Organisation "keine Verbindung mit dem hergebrachten protestantischen Leben und den protestantischen Organisationen" habe. Im Jahre 1922 kam er in ein Krankenhaus zur Beobachtung seines Geisteszustandes, wurde aber wieder freigelassen, obwohl einer der Fachärzte behauptete, dass er an Psychoneurose litte. Im Jahre 1926 schlug er sein Hauptquartier in New York auf und begann eine Sammelaktion zur Aufbringung von 250 000 Dollar, um "tuberkulosekranken Menschen" zu helfen. Der Staatsanwalt stellte jedoch die Sammelaktion ein. Bei den Wahlen sprach er oft in Kundgebungen gegen Roosevelt, obwohl er fast dauernd betrunken war. Im Jahre 1945 erhielt die Polizei Anweisung, die von ihm gegründete Vereinigung evangelischer Feldgeistlicher näher zu untersuchen, da der Verdacht einer betrügerischen Organisation aufkam. Im Jahre 1951 wurde er angeklagt, eine Frau in Santiego um mehr als 2 500 Dollar betrogen zu haben.

Jedes Jahr finden Hetzschriften von Leuten wie diesen dreien ihren Eingang in mindestens eine halbe Million amerikanischer Familien. Mehr als 2 Millionen Menschen lesen sie. Ihr Inhalt wird als Flüsterpropaganda weitergegeben und verbreitet sich immer weiter. Auf diesem Wege werden aus den Lügen häufig "Tatsachen". Niemand weiss mehr, welches die ursprüngliche Quelle war, aber jeder erinnert sich, dass er "es schon einmal irgendwo gehört" habe. Man kann diese Hetzer nicht ohne weiteres als Narren ohne Bedeutung abtun; denn sie sind die Väter vieler falscher Meinungen in der breiten Oeffentlichkeit.

Das Generalkapitel der Oblaten

von Johannes Kröll OMI

In Artikel 372 unserer Ordensregel heisst es: Um die Bande, welche die einzelnen Mitglieder der Genossenschaft verbinden, noch enger zu knüpfen, wird alle sechs Jahre ein Generalkapitel gehalten an einem Ort, den der Generalobere mit Zustimmung seines Rates dazu bestimmt. Der Generalobere beruft es ein und führt den Vorsitz. — So ein Generalkapitel wurde heuer wieder einberufen für den 1. Mai nach Rom, dem Sitz der Generalverwaltung.

Der Oblatenorden ist wie viele andere Orden und Kongregationen auf monarchischem Prinzip aufgebaut. Der Generalobere mit seinem sechsköpfigen Rat hat die oberste Leitung. In seinem Sinne regieren die Provinziale ihre Provinzen und Missionsvikariate, die jeweiligen Hausoberen die ihnen anvertrauten Klöster. Oberstes Gesetz aber ist für alle die Ordensregel. So durchpulsen eine Idee und ein gelenkter Wille die grosse Schar von sechstausend Oblaten, die auf der ganzen Welt alles wagen, um das Reich Christi aufzurichten und das Reich des Satans zu vernichten.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass unter so vielen, aus allen Nationen kommenden und in vielen Arbeitsgebieten schaffenden Gottesmännern mancherlei Spannungen wachsen, sei es durch die menschliche Schwäche, aus der drängenden Not der heute immer stärker anstürmenden Seelsorgsimperative heraus, die unter Umständen sogar Regelergänzungen fordern, oder bedingt durch die materiellen Nöte und durch einen grossen Bedarf an Arbeitskräften.

Das Generalkapitel ist eine demokratische Einrichtung, das buchstäblich den ganzen Orden durchröntgt; vor dem alle, angefangen vom Generaloberen und seinem Rat bis hinunter zu den Provinzialen und Missionsvikaren, Rechenschaft ablegen, und dem jedes Ordensmitglied in Eingaben seine Vorschläge machen kann. In langen, ernsten Beratungen durchgeht man das Wohl und Wehe des Ganzen und sucht an Hand der Regel, der höchsten Norm, das Beste und Zeitgemässe für den Orden und seine Mitglieder.

Die Provinziale und Missionsvikare sind kraft ihres Amtes Mitglieder des Generalkapitels. Des weiteren aber wählen jedes Missionsvikariat und jede Provinz noch einen Delegierten, damit gleicherweise Obrigkeit und "Volk" vertreten sind. Um sich den Segen von oben für die Tagung zu sichern, hatte man auch tägliche Gebete vorgeschrieben, die sich mehrten, je näher das Kapitel kam. In Rom selbst wurde von der Generalverwaltung besonders viel Arbeit geleistet. Sämtliche Eingaben wurden geprüft und katalogisiert. Aus den Archiven wurde das benötigte Material zur Verfügung gestellt. Von jenen Vorbereitungsarbeiten, die den ankommenden Mitbrüdern ein wirkliches Heim bereiteten, wollen wir nicht weiter reden.

Das neue Kloster in der Via Aurelia wurde allen im buchstäblichen Sinn ein Daheim. Jeder der 84 Kapitulanten konnte ein Zimmer beziehen, in dem man alles vorgesehen hatte bis aufs Kuvert und den Bleistift. Eine Nummer regelte die Plätze in der Kirche, im grossen Sitzungssaal und im Speisesaal. Und in welche Umgebung wirbelte die kleine Nummer die Einzelnen hinein! So begrüsste der Schreiber dieser Zeilen im Speisesaal zu seiner Rechten den Generalökonom des Ordens, einen ganz hellen und feinen Südfranzosen; linkerseits sass ein trockener, wertvoller Engländer, gegenüber konnte ich mit einem französischen Kongomissionar plaudern und, wenn ich wollte, mit dem Provinzial aus Transvaal Englischübungen machen. Gott sei Dank hatte ich einen Verbündeten. Auf dem Senftöpfchen stand gross und leserlich: Wiener Senf. Wenn's einmal Würstel gab, wurde das deutsche Wörtel sofort international. Die laufende Unterhaltung war auf französisch und englisch. Mit Latein wurden öfters Not-

---

Ich geh an meines Vaters Hand
Getrost durchs dunkle Erdenland.
Er gibt mir jeden Tag mein Brot
Und schützt mich in Gefahr und Not.
Und wenn ich fehle, Gott ist gut,
Er wäscht die Seel' in Jesu Blut.
Wird einst mein Tag zu Ende sein,
Gott führt mich in den Himmel ein.

Trübe Wochen, Herbsteslust,
Einsam wandl' ich die Straßen,
Welkes Laub, kein Vogel ruft —
Ach, wie stille! wie verlassen!
Todeskühl der Winter naht;
Wo sind Wälder, eure Wonnen?
Fluren, eurer vollen Saat
Goldene Wellen sind verronnen!

















P. Leo Deschâtelets
2.5.1947 ad multos felicissimos annos

brücken geschlagen.

Und wie war die Tagung selbst? Mit einer hl. Messe zu Ehren des Heiligen Geistes begann das Kapitel. In einem wundervollen Messgewand, gestiftet von der deutschen Provinz, schritt der Generalobere zum Altar. Nachher stellte man die verschiedenen Kommissionen zusammen, auf die die einschlägigen Fragen und Eingaben zur ersten Beratung verteilt wurden. Da war eine Kommission für die Ordensregel und Ordenszucht, eine für Verwaltungsfragen. Eine andere beriet die wichtigen Fragen des Studiums und der Weiterbildung unseres Nachwuchses, wieder eine nächste die Frage der heutigen Volksmissionen. Je eine Kommission war geblidet worden zur Prüfung der Ordensfinanzen und der Oblatenhilfswerke.

Diese Komissionen legten nach reiflichem Studium ihre Ansich-



ten über die jeweiligen Fragen schriftlich nieder. Es war ein intensives Arbeiten. Diese so durch ventilierten Fragen kamen nachher vor das Plenum der Generalversammlung, und alle 84 Teilnehmer hatten dort das Recht, von dem sie auch reichlich gebrauch machten, zur Ansicht der Kommission Stellung zu nehmen. Ein regelrechtes Parlament.

Es war hochinteressant, zu hören, wie die einzelnen Delegierten, je nach ihrer Nationalität und den Bedürfnissen ihrer Arbeitsgebiete, sich äusserten. Jetzt sprach ein feuriger, spannungsgeladener Franzose. Ein schlichter Amerikaner antwortete ganz trocken mit nüchternen Argumenten. Es tat sich oft weit die opfervolle Welt mancher Heidenmission auf. Die Zeitbedürfnisse der europäischen Länder enthüllten sich, ganz anders als bei uns in Deutschland oder Oesterreich, jene der Spanier, Holländer, Franzosen, Belgier oder Italiener. Leider blieb der Blick ins polnische Milieu verschlossen; denn der Eiserne Vorhang hatte sich den Delegierten nicht aufgetan. Und doch fiel nie ein Wort gegen die Liebe. Shakespeares Wort blieb wahr, wenn einmal die Meinungen sich stärker trafen: Sein Wort war scharf wie eines Messers Schneide, doch niemals hing ein Tröpflein Herzblut daran.

Natürlich funkte auch mitunter der Humor, um ein Schmunzeln oder gar einmal eine helle Fröhlichkeit auszulösen. Köstlich, wenn so ein geistreicher Kopf wieder einmal diese Funkstation betrat. Staunenswert, wie so mancher ergraute Heidenmissionar sich diese Gabe erhalten hat. Gottgesegnete Menschen!

Der stets gespannte Bogen wird schlaff. Darum musste auch etliche Abspannung in den starren Lauf der Tagungen, der nur den Sonntag und den Donnerstagnachmittag als freie Stunden kannte. Die schönste Pause schenkte uns der Papst selbst durch eine Sonderaudienz. Gütig wie ein Vater sprach er mit jedem einzelnen, liess sich in unserer Mitte fotografieren und gab allen seinen Segen. Erbaulich war auch die Bischofsweihe des früheren Generalassistenten Johannes Boekenfoehr. Er geht als Oberhirte nach Kimberley in Südafrika.

Unser seliger Stifter weilte einmal längere Zeit in Rom, um die Genehmigung der Ordensregel zu erlangen. Sein damali-

---

SCHNITTER AM ABEND

So hat der Herr bestimmt
des Schnitters bangerflehtes Los:
Der erste Abend nimmt
die Garben nun in den Schoß.

Das Herz durchbraust die Hand
so hell, wie es schon lang nicht sang,
und auch die Stubenwand
wogt noch wie voll von Sensenklang.

Im Atem blieb der Duft
des Feldes, das in Reife brennt,
der Blick um Güte ruft
zum blaßgestirnten Firmament.

So trotzig auch die Stirn,
die Demut beugt sie nicht zu spät,
und Bauer, Knecht und Dirn
stehn froh for Gott im Dankgebet.

Walter Rodlauer

ges Beten und Wallfahren zu den einzelnen Heiligtümern hat er in einem Tagebuch verzeichnet. In einem Antobus fuhren wir nun zu diesen hl. Orten, und unterwegs im Wagen las ein Mitbruder das Tagebuch des Stifters vor. Wie köstlich waren so die Söhne trotz der Spanne von weit über hundert Jahren mit dem Vater vereint! Privatim besuchte man auch die einzelnen Kirchen und Sehenswürdigkeiten. Immer traf man auf der Strasse, besonders um St. Peter herum, die Priester mit dem grossen Missionskreuz im Gürtel.

Prächtig waren die Abenderholungen. Die einzelnen Landsmannschaften trafen sich dann auf irgendeiner der vielen Terrassen. Natürlich auch wir Deutsche. Zu uns Deutschen kamen auch jene, die einmal in Hünfeld geweiht worden waren und nun seit Jahren in den fernen Missionen wirken. Leider rief die Hausglocke immer zu früh ihr Amen. Wie flitzte da der gute, deutsche Humor durch die Rauchringel. Sogar der Tünnes und Schäl waren etliche Male zu Besuch. Sie gaben köstliche Grüsse an die deutschen Mitbrüder in den Missionen mit. Da fragte ein jüngerer Mitbruder, nicht so ganz der französischen Sprache mächtig, was denn bei der letzten Sitzung der alte Laosmissionar mit der Grossmutter, die so schwierig sei, wollte. Die aufbrausenden Lacher berichtigten ihn: er habe Grossmutter, grand'mère, mit grammaire, Grammatik, verwechselt. Nur diese letztere sei schwierig.

Man konnte im Hause am Abend auch öfters ins Kino gehen. Etliche Missionare hatten Filmstreifen aus ihren Missionsgebieten mitgebracht und gaben dazu die erlebten Erläuterungen. Wohl der schönste Film kam aus Südwestafrika und stellte in Farben die Tätigkeit unserer wackeren Laienbrüder dar. Dazu gab P. Provinzial Brass in einer Plenarsitzung die Schilderung über die Erziehung der Brüder zu Hünfeld in der Handwerksschule. "Was diese Deutschen anfangen, machen sie solid", sagte ein Franzose neben mir.

Das Generalkapitel schloss mit der Wahl der neuen Generalassistenten am 27. Mai. Tags darauf reisten manche schon ab; denn sie hatten einen weiten Weg in ihre Wahlheimat. Wir Oesterreicher fuhren am 29. ab. Tags zuvor gingen wir zum Bahnhof Termini, um uns Sitzplätze in einem durchgehenden Wagen nach Wien zu sichern. So frug ich denn den Beamten am Schalter, der nur italienisch verstand: "Signore, duo Ecki-Fumatori (Raucher), Fenestra (Fenster) vis-à-vis." — "Capisco", kam es prompt zurück, und bald hatten wir die Karten. In 24stündiger Fahrt ging's heim über die Alpen. Daheim gerieten wir in einen wahren Strudel von Fragen. Und weil sie alle aus Liebe zum Orden gestellt wurden, wurden wir auch nicht müde, sie immer wieder zu beantworten.

CHRISTUS KOENIG

Da Du dich in Schwachheit hülltest, Herr,
Wurden sie irre an Dir,
Alle, die sich mächtig dünken,
Und wissen nicht, dass Dein Herz
Der Herrlichkeit des Himmels voll ist!

Du König der Seelen, Du Weisheit der Weisen,
Du Herr der Jahrhunderte,
Ob auch die Generationen vor den Götzen knien,
Ob sie Jahrtausende lang tanzen um das goldene Kalb,
Siehe, es ist alles Staub, was sie anbeten,
Irrlicht ihr kleines Licht, das im Winde verweht,
Und ihre grossmächtigen Strassen des Triumphes
Sind wie die Spur des Schiffskiels im Ozean —
Du siehst sie und sie ist nicht mehr.

Aber die Welt-Sonnen brennen Dir Lob, Herr,
Sie glühen Dich an in der Liebe des All
Und sind doch nur Schatten vor dem Glanze deiner Herrlichkeit.
Die Meere der Erde donnern dir Lob
Und Tag um Tag um den Erdball grünt dir
Und blüht Dir und jubelt Dir zu
Die Liebe der Schöpfung.
Legionen von Engeln brausen heran zu Deinem Dienst,
Die Kirche aber, Deine Braut im Schleier der Wanderschaft,
Feiert Dich mit Glocken, Psalmen und Gesängen Tag und Nacht.

Die Throne der Welt werden zerfallen wie Zunder,
Die Schätze der Reichen werden zergehen wie Schnee.
Die Dich verachten werden erzittern
Wie nackte Kinder in der Nacht,
Sie werden zittern am Tage des Gerichts
Wenn Deine Augen sie entkleiden
All ihres Ruhmes, ihres Namens,
Ihrer Maske und Verkleidung.
Alle, die nicht in Deinem Namen auf den Thronen sassen,
Auf den Sesseln der Macht,
Alle, die nicht aus Deinen Händen das Szepter nahmen,
Sie werden wie Bettler in den Lumpen ihrer Schuld.
Du aber wirst gewaltig offenbar in der Krone Deiner Herrschaft,
Und Deines Reiches wird kein Ende sein.

Otto Gillen

Jakob handelt anders

von T. K. Franke

Jakob und Kathl schritten aus der Frühmesse heim.

"Wie hat dir die Predigt gefallen von unserm neuen Herrn Vikar?" fragte der Mann.

"Gut", antwortete die Frau, "ein tüchtiger Prediger ist er. Freilich, alles will mir nicht ganz einleuchten. In jedem Menschen, auch im verkommensten, steckt noch irgendein guter Kern, irgendeine gute Seite, sagte er, und deswegen sollten wir an keines Seelenheil verzweifeln, sondern wie Christus den Sündern nachgehen und sie zu retten suchen."

"Ei ja, das leuchtet dir nicht ein?"

"Wohl, wohl! Aber wenn der Herr schon so vielen tauben Ohren predigte, wie sollen wir da mehr Erfolg haben?"

"Ja, freilich nicht jeder Schuss ist ein Treffer. Aber versuchen müsste man's allemal. Ist Christentum und Christenpflicht, sagt der geistliche Herr." — —

Am übernächsten Montag verkaufte Jakob drei Kühe. Der Händler zählte ihm ein schönes Geld auf den Tisch, etwas über tausend Mark. Dienstag wollte er es zur Sparkasse bringen, aber die Zeit langte nicht dazu. Mittwoch kam ein Brief, der ihn zur Beerdigung eines Verwandten rief.

"Ei, das kommt mir doch arg zuwider", klagte Kathl. "Just heute musst du fort, wo wir das viele Geld im Hause haben."

Die Ursach ihrer Sorge war der Xaver Kobel. Gauner-Kobel nannten ihn die Leute. Er wohnte nicht gar weit von ihnen am Ende des Dorfes. Wo etwas gestohlen ward, hiess es alsogleich: "Der Gauner-Kobel hat's getan."

Der Bauer überlegte eine zeitlang, dann sagte er: "ich trage das Geld schnell fort."

"Zu einem guten Bekannten", antwortete er, nahm es und ging damit — zum Kobel.

Grüss Gott, Freund", sagte er, "ich hätte eine kleine Bitte."

Der Kobel machte gewaltig grosse Augen.Solche Anrede war er nicht gewohnt, und solchen Besuch schon gar nicht. Aber sein Staunen wurde schier ohne Mass, als der Bauer tausend Mark auf den Tisch legte und ihn bat, sie für einige Tage in Verwahr zu nehmen.

"Wie, ich soll Euer Geld verwahren", fragte er ungläubig-argwöhnisch, "ich, der Gauner-Kobel?"

"Unsinn", sagte Jakob, "Ihr seid ein erlicher Kerl! Einem Gauner vertraue ich keinen Heller an, geschweige tausend Mark."

Nach kurzem war er wieder draussen und liess Xaver in einem Aufruhr widersprechendster Gefühle zurück. Was in aller Welt hatte das zu bedeuten? Wollte man ihm eine Falle legen? Oder plante man einen Schabernack? Wohl kaum; denn die Scheine waren echt! — —

Vor langen Jahren war Xaver fremd zugezogen, um ein neues, ehrliches Leben zu beginnen, nachdem er in der Heimat wegen einer Unterschlagung ein Jahr Gefängnis abgesessen. Durch einen Zufall war sein Vergehen bekannt geworden. Seitdem hatte man ihn gemieden wie einen Pestkranken. In der Kirche war man von ihm abgerückt, und wem ein Huhn oder eine Gans abhanden gekommen, war er zum Gendarmen gelaufen und hatte den Xaver verdächtigt. Das hatte diesen immer verbitterter und verbissener gemacht. In die Kirche ging er schon lange nicht mehr, und für die Missachtung und die Verdächtigungen der Dorfbewohner rächte er sich, indem er nahm, was ihm beliebte. Aber haschen liess er sich niemals, den Gefallen tat er ihnen nicht. —

Nun gab ihm der Jakob tausend Mark in Verwahr? Ausgerechnet ihm? Glaubte er wirklich an seine Ehrlichkeit? "Ihr seid ein ehrlicher Kerl", hatte er gesagt. Wollte Gott, es wäre wahr! Die ehrlichste, beste Absicht hatte er gehabt; dass es anders gekommen, war beileibe nicht seine grösste Schuld.

Aber war es nicht noch Zeit, ehrlich zu werden? Xaver wurde arg besinnlich; dann legte er jäh den Kopf auf den Tisch, und aus des einsamen, verbitterten Mannes Augen stürzten Tränen, Tränen der Freude und des beseligenden Glückes. Einer wenigstens war im Dorfe, der ihn nicht verurteilte und verachtete, einer, der an ihn glaubte und ihn 'Freund' nannte. —

Am nächsten Sonntag ging Jakob, ganz gegen seine Gewohnheit, nach dem Hochamt ins Dorfwirtshaus und setzte sich dort an den Tisch. Ueber ein kurzes fragte ihn der Schilling Balthasar nach seinem Vieh.

"Drei Kühe habe ich letztens verkauft", sagte Jakob. "Wie ich die tausend Mark am Mittwoch zur Kasse bringen wollt', kam ein Totenbrief; sofort muss't ich zur Bahn. Da hab' ich das Geld, weil meine Kathl sich vor Diebstahl fürchtete, für drei Tage dem Kobel Xaver zur Aufbewahr gegeben."

Ein dröhnendes Lachen schallte allseits um den Tisch, dass alle Gäste aufhorchten. Aber Jakob blieb todernst.

"Was ist dabei zu lachen?" fragte er. "Es ist schon so; der Teufel soll mich holen auf der Stell', wenn ich gelogen hab'. Und der Xaver ist ein grundehrlicher Kerl; wer's Gegenteil sagt, hat's mit mir zu tun!" — —

Gab das ein Aufsehen und Gerede im Dorfe. Sollte man dem Kobel wirklich so arg unrecht getan haben? Xaver, wenn er sich fortan einmal sehen liess, merkte bald, dass ihn mancher mit weniger unfreundlichen Blikken ansah denn früher. Woher es kam, war nicht zweifelhaft. Zwischen ihm und Jakobs Familie entwickelte sich bald ein

Das grössere Wunder

von Josef Schmidt SVD

Eine halbjährige Kur in Davos hatte vorübergehende Besserung gebracht. Aber schon wenige Wochen später setzte das Hüsteln und Blutspucken wieder ein. Mit langweiliger Hartnäckigkeit durchlief das Fieber Tag für Tag dieselbe Kurve. Nun hatte sich auch noch eine bösartige Geschwulst oberhalb der Bronchien gebildet, das heftige Schmerzen verursachte und jedes Schlucken zur Qual machte. Der Arzt drängte auf baldige Operation. Veronika konnte sich aber dazu nicht entschliessen. —

Die Kranke schob das Tischchen, das mit Zeitschriften und Magazinen bedeckt war, gelangweilt von sich. Ihre feinnervigen Hände pflückten eine Teerose aus dem herrlichen Strauss, den ihr Verlobter gestern durch das Dienstmädchen hatte überbringen lassen. Sein Besuch wäre ihr lieber gewesen. Aber sie gab sich keiner Täuschung hin. Diese seine Besuche würden immer seltener werden. Denn der Sohn des reichen Möbelhändlers Herrmann brauchte eine gesunde, lebensfrohe Frau. —

Veronika sog den Duft der Rose ein, dann warf sie die Blume zur Erde und liess den Kopf verzweifelt in die Kissen fallen. Hatte das Leben überhaupt noch einen Sinn für sie?

Erst als Tante Sophie die Verandatür öffnete, erwachte Veronika aus einem tiefen Schlafe. Beim Anblick der Tante stieg sofort ein heftiger Unwille in ihr auf. Sie hasste diese Frau mit den frommen Redensarten, dem ewig langweiligen Gesichte, das trotz Schminke und Puder in unzählige Falten zerknittert war. Nach dem Tode seiner Frau hatte Rechtsanwalt Wittlinger seine Schwester in die Familie aufgenommen. Jetzt spielte sie die Hausdame und bemutterte Veronika auf jede Art. Es war einfach lächerlich. —

Liebling, begann die Tante, indem sie neben dem Liegebett Platz nahm und ihren gekräuselten Lockenkopf, worin schon die ersten Silberfäden schimmerten, zur Kranken neigte. Liebling, hab Mut, jeztz wirst du wieder gesunden! Ganz gewiss! Veronika musterte mit ihren grossen Fieberaugen die Sprecherin. Sie war ohne Hoffnung und klammerte sich an jeden Schimmer, der ihr Leben und Gesundheit verhiess.

Wir werden nach Lourdes wallfahren. Dort muss dich die Gottesmutter heilen. Veronika rümpfte verächtlich die Nase. Tante Sophie war verärgert.

Wenn du schon keine religiöse Erziehung genossen hast, höre mich wenigstens an. Ich meine es doch gut mit dir. Die Kranke hatte schon ein giftiges Wort der Erwiderung auf der Zunge. Sie duldete auch von Tante Sophie keine abfällige Bemerkung über ihre verstorbene Mutti. Doch schluckte sie das böse Wort hinunter und wandte sich zur Sprecherin, die einen Brief vorwies und mit wichtiger Mine berichtete, ihre Freundin, Frau Geheimrat Hohmann, sei in Lourdes

---

vertrauensvolles, freundschaftliches Verhältnis. —

Der Winter kam. Am Tage vor Weihnachten sagte Jakob: "Xaver, morgen früh geht Ihr mit uns zur Christmette, gelt? Und dann seid Ihr für die Feiertage unser Gast. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, zumal nicht an diesen Tagen."

Ja, Xaver ging willig mit. Fiel vor der Krippe nieder und weinte Tränen der Freude und des Dankes, und segnete seinen Freund und Wohltäter der ihn zu Gott und den Menschen wieder zurückführt.

Und übervoll des Jubels war auch Jakobs Herz. War er doch in Wahrheit ein Jünger des gütigen, barmherzigen Gotteskindes geworden, das gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.





gewesen. Unsagbar feierlich sei so eine Wallfahrt. Beim Segen mit dem Allerheiligsten sei eine Frau, die an Brustkrebs gelitten, plötzlich geheilt worden. Noch andere Heilungen hätten sich ereignet. Das sei aber die erschütternste gewesen. Tante Sophie machte eine Atempause und forschte in Veronikas Zügen nach der Wirkung ihrer Rede. Sie war enttäuscht. Dankbar begeisterte Zustimmung hatte sie erwartet, und nun diese ungläubigen, zweifelnden Blicke. Ja, die Kranke verzog ihre zartgeschminkten Lippen gar zu einem spöttischen Lächeln.

Natürlich musst du Vertrauen haben, fuhr die Tante unentwegt fort. Und beten müssen wir. Auch wollen wir der Gottesmutter etwas geloben. Ich dachte an eine Lourdesgrotte, die wir im Hinterschiff der Kirche oder im Garten des Krankenhauses erbauen würden. Wir müssen einen leichten Zwang auf Mariens Mutterherz ausüben, predigte Tante Sophie weiter und lächelte über den kleinen Scherz.

In der darauffolgenden Nacht tat Veronika kein Auge zu. Ihre Gedanken arbeiteten fieberhaft. Die Aussicht auf ein Wunder hatte plötzlich neue, ungeahnte Lebenskräfte in ihr erweckt. Wie, wenn Maria sie gänzlich heilen würde, ihr das Leben zum zweiten Mal schenkte? Die Hoffnung verdichtete sich allmählich zur Gewissheit. Misstrauen und Zweifel warf sie ab wie einen lästigen Mantel. Sieghafte Zuversicht pulste durch ihr Herz. Maria würde sie heilen. Sie gelobte, wie Tante Sophie angeraten, den Bau einer Lourdesgrotte. Herrlich sollte sie erstehen aus grünen und blauen Glassteinen. Schön wie die Grotte im Garten des Pensionats, vor der die Schülerinnen mit der Schwester Präfektin des öfteren am Abend gesungen hatten. Und dann . . . ach ja, beten musste sie auch. Dazu brauchte man ein Gebetbuch oder einen Rosenkranz. Mutters Gebetbuch lag gewiss noch in einer Kommode. Ihren eigenen Erstkommunionrosenkranz hatte sie schon lange verloren. Tante Sophie musste also morgen beides besorgen, einen Rosenkranz und ein Gebetbuch.

Rechtsanwalt Wittlinger war ein aufgeklärter Mann und hatte den Glauben seiner Kindheit als muffige Altweibersache längst über Bord geworfen. Er lächelte nachsichtig, als er von der abergläubischen Pilgerfahrt hörte. Aber er tat seinem kranken Kinde den Willen. Eine junge Pflegerin des städtischen Krankenhauses, Schwester Lucia, sollte mit Tante Sophie Veronika begleiten.

Am wolkenlosen Himmel brannte die Sonne. Die Luft im Abteil war erstickend heiss und staubig. Schwester Lucia öffnete das Fenster. Ein kühler Wind drang in den Wagen. Veronika atmete tief. Ihr Blick haftete nachdenklich am Fenster. Draussen pochte und pulste das Leben heiss und drängend nach immer neuen Farben, Blüten und Düften. Hier im Pilgerzug aber stöhnte Leid und Qual, wie verhaltenes Weinen. Draussen wehte die Luft rein und sonnendurchglüht, hier drinnen stanken eitrige Wunden, hockte Krankheit und Elend in engen Abteilen zusammengefercht. Gewiss, sie selbst reiste mit ihrer Begleitung allein in einem bequemen Wagen 2. Klasse. Aber die Geschwulst schmerzte zeitweise unerträglich, würgte den Atem. Der Arzt hatte ihr gestern Abend eine Morphiumspritze

Mit lauter Jubel bringen wir die schöne Erntekron;
mit voller Pracht und voller Zier winkt nun der holde Lohn:
Seht, Brüder, diesen Erntekranz! Er führt zum Ernteschmaus
und dann zum raschen, muntern Tanz vor unsers Herren Haus.

Die Garben, die hier um uns stehn, die folgen uns bald nach,
sie nähren uns von früh bis spät so manchen lieben Tag.
Das Brot, es schmeckt uns doppelt süss. Wir wissen, was es kost,
wenn man in lauter Schweiss und Fleiss es selbst verdienen muss.

---

verabreichen müssen. Und trotzdem zitterte ein froher Hoffnungsschimmer auf den schmerzverzerrten Zügen: Maria würde sie heilen. Daran zweifelte Veronika keinen Augenblick. Den Bau der Grotte hatte sie vor ihrer Abreise schon in Auftrag gegeben. Die Pflegerin hielt die zarte, heisse Hand der Kranken in ihrer Rechten: Morgen früh sind wir in Lourdes, Frl. Veronika. Sie haben sich tapfer gehalten. Beide lächelten. Dann betete Schwester Lucia wieder an ihrem Rosenkranze. Leise für sich. Tante Sophie lehnte im gegenüberliegenden Polster, hielt den Rosenkranz in der Hand und schlief schon seit zwei Stunden.

Die Tür des Abteils öffnete sich vorsichtig. Der Leiter des Pilgerzuges Direktor Bauer trat mit freundlichem Gruss ein. Es war ein hagerer Priester mit grauen Haaren und strengem Asketengesicht. Zwei tiefe Falten durchfurchten sein Gesicht, ausgehend von der Nasenwurzel hielten sie beide Mundwinkel umklammert. Das Kinn war spitz und hart. Aber seine braunen Augen leuchteten Güte und Wohlwollen wie die eines Kindes oder eines Heiligen. Schwester Lucias weisses Häubchen nickte dem Eintretenden ehrerbietig entgegen. Veronika reichte fast gleichgültig ihre schmale, durchsichtige Hand. Direktor Bauer führte diesmal seinen 25. Pilgerzug nach Lourdes. Das erzählte er den beiden. Dann wandte er sich an die Kranke: Auch ihnen wird die Gottesmutter gewiss helfen, liebes Fräulein. Nirgendwo auf der Welt spürt man Mariens Nähe, ihre mütterliche Güte so ergreifend als in Lourdes. Sie muss mich heilen, erwiderte Veronika in gereiztem Tone. Sie kann es und sie muss es.

Ganz gewiss mein Kind, besänftigte der Priester. Maria kann es. Sie ist ja die fürbittende Allmacht. Trotzdem müssen wir uns in Gottes heiligen Willen fügen. Er allein weiss, was uns gut tut. Ich kann sie versichern, keiner von all den Kranken, mit denen ich in diesen 30 Jahren nach Lourdes pilgerte, kehrte ohne Trost in die Heimat zurück. Alle trugen, auch wenn sie nicht geheilt wurden, von da ab ihr Kreuz gottergebener. Manche sogar mit heiliger Freude.

Ich will keinen Trost, ich will geheilt werden, beharrte die Kranke in kindlich forderndem Trotz. Ihre fieberheissen Augen brannten voll Unwillen. Mit eigensinnigem Schweigen beantwortete sie von jetzt ab die tröstenden Worte des Priestergreises. —

Veronika zitterte vor innerer Erregung und Spannung. Obgleich die Geschwulst heute nacht etwas weniger schmerzte, konnte sie doch nicht einschlafen. Sie warf die Decken beiseite, legte ihren Seidenschal um den Hals und trat hinaus an das Gangfenster. Schwester Lucia war ein wenig eingenickt und Tante Sophie schnarchte ununterbrochen schon seit gestern Abend. Das dämmerige Licht einer Lampe flackerte im Gang. Draussen brütete finstere Nacht. Ein kleiner Bahnhof, ein beleuchtendes Stellwerk blitzten vorbei, ein Auto wühlte sich mit seinen Riesenfühlern über die Landstrasse. Zuweilen fegte der Rauch der Lokomotive gespenstisch am Fenster vorüber, dazwischen sprühten unzählige Funken wie ein Schwarm glühroter Johanniskäfer. Die Kuppelungen zwischen den Wagen schoben sich ineinander und strafften sich wieder in heftigem Stoss. Jetzt donnerte der Zug in die erschrockene Finsternis eines Tunnels, und beim Verlassen desselben knirschten die Weichen in hellem Klirren. Alles war unsagbar traurig in dieser trostlosen Nacht. Dazwischen hörte man das Stöhnen der Schwerkranken, die mit Sehnsucht den grauenden Tag erwarteten. Plötzlich gewahrte Veronika ihr eigenes Bild im Widerschein des Fensters. Sie erschrak. Es war das Bild eines wesenslosen Geistes. Das Gesicht bleich und abgemagert. Die Bakkenknochen schienen durch die blutleere Haut. Heisser Schweiss trat bei diesem Anblick aus allen Poren. Aber dann wieder rieselte die Hoffnung wie eine wundersame Kühle durch ihre Adern: Umso herrlicher wird Maria an ihr, der Veronika Wittlinger, ihre mütterliche Macht zeigen können. Sie musste es. Denn Veronika verdiente es. Wieviele sündhafte Abenteuer hatten ihre Altersgenossinen bereits hinter sich, von denen sie sich freigehalten hatte. Und wenn sie auch nicht so fromm war und nur selten zur Kirche ging, dafür hatte sie vieles entbehrt und entsetzliches durchgelitten. Was sie an Gebeten versäumt, hatte sie auf dieser Pilgerfahrt überreich wettgemacht. Zu alldem erbaute sie der Madonna eine Grotte. Nein, Maria konnte nicht anders. Sie musste helfen. Sie würde das Wunder wirken. Ganz gewiss. —

Vier Tage weilte der Pilgerzug schon in Lourdes. Das Wunder war noch immer nicht geschehen. Aber Veronikas Vertrauen blieb fest wie eine Felsenklippe im Meer. Tante Sophie hatte ihr gestgt, dass gerade am letzten Tage sich die meisten Heilungen ereigneten. Auch Schwester Lucia hoffte und betete mit ihrer Patientin. Aber sie suchte sanft und milde Veronikas Herz und Wünsche auf Gottes Willen abzustimmen. Eine Katastrophe wäre entsetzlich für die Kranke. —

Veronika bettelt stundenlang vor der Grotte. Schaut flehend in Marias Augen, aus denen himmlisch hell das Erbarmen leuchtet. Sie besucht täglich die wunderbaren Heilquellen, trinkt vom heiligen Wasser, steigt ins Bassin und lässt sich den feuchten Mantel umhängen. Mit Ergriffenheit hört sie die Worte des Evangeliums und flüstert die Gebete mit, die man ihr vorspricht. In solchen Stunden scheint alle Müdigkeit aus ihren Gliedern verströmt. Am Abend ist sie eingetaucht in ein Meer von Kerzenlicht, das sie trunken umrauscht. Eine erdenferne Welt, über der sich der Himmel jubelnd zu öffnen scheint. Ununterbrochen ertönt das Ave,Ave, Ave Maria! wie das Getöse eines ungestümen Bergbaches. —

Der letzte Tag. Eine fast schauerliche Stille liegt über dem Platz vor der Basilika, während ein Bischof von Bett zu Bett schreitet und mit hocherhobener Monstranz die Kranken segnet. Vom Ufer der Gavé streicht ein kühler Luftzug. Veronika erschauert im Fieber. Durch das Geäst der Bäume fallen goldene Lichtkringel wie sichtbarer Himmelssegen auf ihre Bettdecke. Das blasse, von innerer Glut rosig gezeichnete Gesicht und ihre flackernden Augen suchen den Bischof. Schwester Lucia betrachtet mitleidig die Kranke: Maria, betet sie innig, lass sie doch nicht mit leeren Händen und ungetröstetem Herzen von dannen ziehen. Immer lauter und stürmischer branden die Rufe der gläubigen Menge über den Platz: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner! der den du lieb hast, er ist krank. Herr, dass ich sehend werde. Unsere liebe Frau von Lourdes, heile unsere Kranken! Der Bischof naht. Veronikas Augen haften unverwandt auf dem kleinen weissen Gottesbrote in der Monstranz. Ihre Wimpern stehen starr. Die Hände umkrampfen den Rosenkranz und strecken sich dem eucharistischem Christus entgegen. Sie will das Wunder erzwingen. Sie bettelt, schmeichelt, fordert, will es Mariens Händen entreissen, wenn sie es nicht freiwillig gibt. Hatte nicht Christus dem bergversetzenden Glauben Erhörung versprochen und hatte nicht seine Mutter dieses Wort des Sohnes unzähligemale wahrgemacht. Sie schreit es hinaus mit der ganzen Glut ihrer Seele: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner . . . Ein Herzschlag lang Totenstille. Der Segen ist vorüber. Das Wunder ist nicht geschehen. Veronikas Blick wird hart. Trotz und Bitterkeit lassen ihre Züge erstarren. Heftige Schauern durchrasen ihre Nerven. In besinnungsloser Wut ballt sie ihre wächsernen Hände. Der Rosenkranz sinkt kraftlos auf die Dekke. Wie konnte Maria so gefühllos sein, wie konnte Christus, der Helfer, so kalt an all dem Leide vorüberschreiten, das wie ein ekliges Geschwür sich vor seinen Augen ausbreitet? . . . Veronika scheidet vom heiligen Ort wie von einem Friedhof, auf dem sie ihre letzte Hoffnung begraben. — Tante Sophie liegt, an einem Nervenschock erkrankt, auf ihrem Zimmer. Veronika windet sich vor Qual und Schmerz. Am Abend muss ihr der Arzt wieder eine Morphiumspritze geben. Schwester Lucia betet bis tief in die Nacht. —

Als sie am folgenden Morgen Veronikas Zimmer betritt, findet sie es zu ihrem Entsetzen leer. Beim Portier erfährt sie, dass die Kranke vor zwei Stunden ohne Begleitung das Hotel verlassen hat. Nach angstvollem Suchen findet sie Veronika vor der Grotte kniend. Zwischen einigen unentwegten Pilgern, die die Nacht dort betend verbracht haben. Wie aus einem schweren Traum erwachend, starrt die Angesprochene auf ihre Pflegerin. Die Augen sind rot umrandet. Zwei Tränen glitzern in den schwarzen Wimpern. Aber Veronikas Blick ist klar und ruhig.

Schwester Lucia, ihr zuliebe und Gott zu Ehren will ich mein Kreuz tragen, solange es sein Wille ist. Für Papa, dass er den Glauben wiederfindet. Für die Sünder, um heilige Priester, für alle Anliegen, für die wir in diesen Tagen zur Madonna gefleht haben. — Schwester Lucia verschlägt es die Sprache. Nicht ein Sterbenswörtlein bringt sie über die Lippen.

Später erzählt Veronika, gleich beim Erwachen am Morgen habe sie etwas Unwiderstehliches zur Grotte gezogen. Mit jedem Schritt, den sie getan, sei ihr Herz leichter und froher geworden. Dann . . . Ihre Lippen verstummten. Aber ihre Augen, die tränenfeucht sind blickten geheimnisvoll beseligt zum Bilde der Unbefleckten in der dunklen Grotte . . . . Tief ergriffen legt Schwester Lucia ihre Hand auf Veronikas Schulter, als wolle sie das Wunder ertasten, das an ihr geschehen ist. —

Zwei Stunden später rollt der Pilgerzug durch die sonnenüberstrahlte Pyrenäenlandschaft der Heimat zu. Keiner von all den Pilgern wurde geheilt. Dennoch liegt Freude wie eine unsichtbare lichte Wolke über dem Zug. Jeder dieser Kranken trägt wie ein warmhelles, unauslöschliches Lichtlein die Gewissheit von Marias Mutterliebe in seinem Herzen und ihren süssen Trost für kommende leidensbange Stunden.

* * *

"Ich komme mir allmählich vor wie ein Zierstrauch", sagte die Freiheit. "Ueberall werde ich beschnitten.

* * *

Wären die Reichen milde Leut und besäßen die Armen Zufriedenheit, so gäbe es weniger Bettelleut.

* * *

Gib Worte deinem Schmerz, so ist er dir benommen;
Gib Worte deiner Lust, so ist sie dir entkommen.



In Liebe und Leid

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

„An Frau Valeria Pöschl, Salsburg, K . . .= straße 7. Meine Lieben, grüß euch Gott alle! Ich bin auf dem Heimweg, komme morgen früh nach Hause und freue mich auf das Wiedersehn. Bitte kurze Nachricht, telegraphisch expreß, Innsbruck, postlagernd. Eugen."

In Innsbruck war für die Ankömmlinge eine kleine Empfangsfeier vorbereitet, vaterländische Begrüßung, ein einfaches Mahl im Bahnhofrestaurant und Musik eines Streichquartettes. Erst bei anbrechender Nacht traf der Zug ein. Albert entfernte sich unter einer Ausrede für kurze Zeit von der Gesellschaft und eilte zum Postamt. Dort lag richtig schon das Rücktelegramm aus Salzburg vor. Er öffnete es, überflog mit Wohlgefallen die Zeilen und kehrte rasch in den Bahnhof zurück. Nachdem er etwas weniges gegessen und ein Glas Wein getrunken hatte, flüsterte er dem Freunde zu:

„Du, Eugen, hier ist es ziemlich eng und gespannt. Gehen wir hinaus auf den Perron, wo wir ungestört reden können."

„Ja, ja", erwiderte der Freund, „mir ist um das Essen nichts darum, um das Trinken noch weniger, und die Musik erheitert mich nicht. Ich habe immer nur den einzigen Gedanken: Heim, heim, heim!"

Sie schritten draußen ein paarmal fast wortlos auf und nieder. Es ist ein Telegramm an deine Adresse eingetroffen. Du wirst verzeihen, daß ich es aus Neugier ohne deine Erlaubnis geöffnet habe. Hier ist es."

Eugen nahm den Zettel aus seiner Hand, trat damit unter eine elektrische Lampe, tat das Papier auseinander, riß Augen und Mund weit auf und las halblaut:

„Mein Liebster! Unsere Überraschung und Freude ist riesengroß. Wir leben alle und sind wohlauf, erwarten mit Sehnsucht deine Ankunft. Es grüßt und küßt dich deine Valeria."

„Oh, das ist jetzt eine Erlösung, ein Glück!" rief er; „nun ist meine Heimkehrfreude voll. Aber woher kann denn Valeria wissen, daß ich komme?"

„Ich habe ihr von Feldkirch aus telegraphiert". erwiderte Albert.

„Du, du! Du bist der treueste und beste Freund, den es gibt und geben kann in der ganzen Welt! . . . Hast du auch d e i n e r Gattin telegraphiert, ihr deine Heimkunft mitgeteilt?"

„Nein. Ich weiß ja keine Adresse von ihr."

„Du wirst sie morgen schon treffen und ein ähnliches Glück erleben wie ich."

„Für mich war und ist auf Erden niemals ein Glück bestimmt. Ich bin schon zufrieden, wenn ich mich am Glück anderer freuen kann."

„Albert, unser Herr hat uns aus tausend Gefahren erlöst und unerwartet heimgeführt. Das hat er nicht umsonst getan. Auch d i r wird sicher da-

heim noch ein volles Glück blühen."

„Will's Gott!"

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte Eugen:

„Ich warte nicht mehr auf den Transport, sondern werde mit dem Nachtschnellzug nach Salzburg fahren. Soweit reicht mein Geldlein noch."

„Ich kann dir auf alle Fälle aushelfen", erbot sich Albert. „Meine Kasse verträgt es noch leicht."

„Nein, nein, meine langt auch. Sobald ich heimkomm, bin ich aller Geldsorgen entledigt... Und jetzt, Albert, muß ich dir etwas sagen. Ich bin hunderttausendfach dein Schuldner. Wenn ich dir einmal einen Wunsch erfüllen könnte, einen großen, einen ganz großen, wäre es meine tiefste, innigste Freude. Gib mir die Gelegenheit dazu, mag es sich um was immer für eine Frage handeln."

„Ich werde dir schreiben oder dich in Salzburg besuchen und dir mitteilen, wie meine Heimkunft sich angelassen hat. Morgen früh mit dem Auto fahre ich nach Hause."

„Dann können wir hier, wo wir allein sind, Abschied nehmen."

„Ja, ja. Der Abschied ist mir schwer."

Eugen faßte mit beiden Händen die zwei Hände Alberts und sagte:

„Du, Albert, mein treuester, einzigster Freund, ich danke dir vom Grunde meines Herzens für all dein Wohlwollen, für deine Güte, Liebe, selbstlose Aufopferung, für alle Hilfe in Todesgefahr und Not. Was du mir gewesen bist und für mich getan hast, kann nur Gott, der Herr, dir vergelten, ich nicht."

„Eugen – Guter", sprach Albert gerührt, „ich schulde dir größeren Dank als du mir. Was ich lebenslang ersehnte, hast einzig du mir gegeben – ein Herz, das wahrhaft und ganz mir gehört."

Sie schauten sich fest in die Augen, hielten sich an den Händen eine Minute lang, zwei Minuten, als wären sie mit magnetischer Kraft aneinander gebunden, – dann ein letzter starker Händedruck, ein einziges Wort aus beider Munde:

„Mein Freund!"

„Mein Freund!"

– – Sie drehten sich um, der eine ging nach rechts, der andere nach links davon.

So scheiden Freunde, die Männer sind.

*

Am 6. Juni traf Albert Raindl in Weißenbrunn ein und begab sich zu seinem ehemaligen Arbeitgeber, dem Tischlermeister Knoll. Dieser und seine Familie saßen eben beim Mittagstisch. Als der Ankömmling zur Tür hereintrat und freundlich sagte: „Grüß euch Gott alle miteinander!", starrten sie ihn groß an. Der Meister sprang in die Höhe und rief:

„Um Gotteswillen, Albert, bist du es oder ist es dein Geist?"

„Warum soll ich ein Geist und nicht ich selber sein?", fragte der Angekommene.

„Du bist ja gestorben – erschossen worden."

„Wer sagt das?"

„Der Titus – der Schnepf, hat es gesagt, der schon vor langer Zeit heimgekommen ist. Er hat es vor dem Gemeindeamt und vor dem Pfarrer beschworen, daß er dabei gewesen sei und mit eigenen Augen gesehen habe, wie du und ein Freund von dir standrechtlich erschossen wurdet."

„Dabei gewesen ist kein bekannter Mensch, am wenigsten der Schnepf. Wir, ich und mein Freund, hätten tatsächlich erschossen werden sollen, weil wir als Flüchtlinge eingefangen worden sind. Wir standen unmittelbar vor dem Tode, und es mag auch den Anschein gehabt haben, als wären wir erschossen worden. Aber ganz unverhofft und im letzten Augenblick ist die Todesstrafe gemildert und in eine lange schwere Haft, die wir in einem Bergwerk verbringen mußten, verwandelt worden."

„Gott sei Dank, daß du wieder da und wohlauf bist. Du wirst doch wieder bei mir in Arbeit treten? Ich bedarf deiner notwendig."

„Ja, ja. Aber vor allem muß ich doch meine Frau aufsuchen. Ich weiß gar nicht, wo sie wohnt."

„Das weiß der Kuckuck. Hier in Weißenbrunn ist sie schon lange nicht mehr."

„Irgendwer muß doch wissen, wo sie sich aufhält. Sie wird doch noch leben?"

„Leben wird sie schon. Aber vor zwei Jahren nach dem großen Geldkrach, wo sie alles verloren hat, ist sie verschwunden. Manche Leute sagen, sie wäre in Südtirol drinnen."

„Wo hat sie denn vorher gewohnt?"

„Zuerst beim Unteren Wirt, dann eine Zeitlang in ihrem verkauften Hause, das heißt, in dem Kämmerchen, das sie sich im Kaufvertrag vorbehalten hat."

„Vorbehalten hat sie es für mich."

„Ja, ja, und alle Sachen, die dir gehören, glaube ich, befinden sich noch in dem Kämmerlein. Aber wohnen kann man dort nicht. Es ist viel zu eng. Auch hatte die Berta fortwährend Krieg mit der Hausfrau und wurde schließlich von dieser aus der Wohnung hinausgeekelt."

„Und nachher?"

„Nachher ging die Obdachlose zu ihrem Vater, dem Uhrmacher, und ist bei ihm länger als ein Jahr geblieben. Als dann aber der große Umsturz mit dem Gelde kam, tat der Roderich wie ein Wahnsinniger. Er hatte fürchterliche Auftritte mit der Tochter, und zuletzt hat er sie glatt zur Türe hinausgejagt. Seitdem hört man nichts mehr von ihr."

Das waren traurige Nachrichten, die der immerhin etwas hoffnungsvoll Heimgekehrte entgegennehmen mußte. Er saß niedergeschlagen, tief verdüstert da. Von dem Mittagessen, das ihm die Meistersfrau aufstellte, genoß er ein Weniges und dankte wie ein Bettler. Als die andern alle hinausgegangen waren und nur der Meister zurückblieb, wandte sich Albert zaudernd an diesen:

„Du – du – Meister, verzeih mir die Frag . . . Sage mir aufrichtig, wie ist denn die Lebensführung meiner Gattin gewesen . . .? Hat man ihr etwas Schlimmes vorwerfen können?"

„Hm,hm,hm . . ., etwas Schlimmes . . . ich wüßte nicht", tat der Gefragte zurückhaltend; „drei-, viermal war Berta auf einem Tanzboden und soll überaus lustig gewesen sein. Das kann man ihr nicht einmal stark verübeln, weil sie von Natur aus eine Tanznärrin ist. Als dann aber Titus Gabl – der Schnepf – vom Krieg heimkehrte, die Nachricht gebracht, auch beeidigt hat, du seiest erschossen worden, ist Berta wochenlang sehr, sehr traurig herumgegangen und viel in den Kirchen gesehen worden. Nach und nach scheint sie sich getröstet zu haben. Sie verkehrte einige Zeit etwas vertraut mit einem fremden Manne, doch hat man nichts Besonderes gehört oder gesehen."

„Wer war der fremde Mann?"

„Ich hab ihn nicht gekannt. Er ist jäh verschwunden, wie er gekommen. Hat dir deine Frau schriftlich nichts mitgeteilt? Ihr werdet doch in Briefverkehr miteinander gestanden sein?"

„Ich hab ihr mehr als ein dutzendmal geschrieben – Briefe und Karten -- doch nie eine Zeile Antwort von ihr erhalten."

„Das ist merkwürdig."

„Merkwürdig, ja – fast etwas bedenklich. Allerdings waren die Postverhältnisse in Rußland und Sibirien ganz verworren. Wir sind oft von heute auf morgen herumgeworfen worden von einem Ort zum andern, so daß wir keine festen Adressen hatten. In den letzten fünf Jahren war es uns überhaupt unmöglich, etwas Briefliches abzusenden oder zu empfangen."

„Ja, und nachdem der Schnepf die Nachricht gebracht hat, du seiest tot, gab es für Berta keine Ursache mehr, an dich zu schreiben."

„Hat sie garnicht gehofft, daß ich trotz allem noch leben könnte?"

„Das ist ausgeschlossen. Durch den Eidschwur des Schnepf waren alle Menschen von deinem Tode überzeugt."

„Mein Gott, was wird sie angefangen haben? Wo könnte man etwas über sie erfahren?"

„Am ehesten weiß der Pfarrer etwas. Sie ist mehrmals bei ihm gewesen, als der Schnepf die eidliche Erklärung abgegeben hatte."

Der Heimkehrer machte sich bald auf den Weg zum Pfarrer. An der Kirche vorübergehend, trat er in das Gotteshaus und kniete dort lange Zeit im stillen Gebet. Und der Inhalt seines Gebetes war folgender:

„Mein lieber Herr und Gott, jetzt bin ich da, blut und blaß und arm und verlassen. Ich habe nichts mehr in der Welt, keine Frau, keine Heimat, keine Herberge, kein Plätzchen, wo ich mein Haupt niederlegen könnte. Einzig bei dir find' ich noch eine Herberge und fühle mich daheim. Wenn ich nur immer hier bleiben dürfte! Du verläßt keinen, auch den ärmsten Menschen nicht. Du bist mein, ich bin dein, und ich bitte dich nur, daß ich immer dir angehören darf."

Er war so erschüttert, daß er hätte weinen mögen. Aber das Weinen war nicht seine Sache.

Den Pfarrer traf er in seinem Schreibzimmer und sprach ihn freundlich an:

„Grüß Sie Gott, Herr Pfarrer!"

Dieser schaute dem Besuch stark ins Gesicht und fragte:

„Wer sind Sie denn, mein Lieber?"

„Ah, Sie können mich nicht mehr. Ist auch kein Wunder, ich war zu lange fort. Mein Name ist Albert Raindl, einstiger Geselle beim Tischlermeister Knoll."

„Waaas? Wiiie . . .? Ja, ja, du bist es wirklich, jetzt kenne ich dich. Wie geht das zu? Der Gabl – der sogenannte Schnepf – hat geschworen, daß du erschossen und tot liegen geblieben seiest. Er wäre selbst dabei gewesen und hätte es gesehen!"

„Dabei gewesen ist er nicht und gesehen hat er es noch weniger."

„Oh der Schwätzer, der Windbeutel! Er hat uns alle übertölpelt."

„Übertölpelt gerade nicht. Der Schnepf war in der Nähe und es hatte allen Anschein, als ob ich und

mein Freund wirklich erschossen worden wären. Durch eine merkwürdige Fügung ist das Erschießen zuletzt umgewandelt worden zu einer langen, schweren Haft in einem Bergwerk."

Albert erzählte nun ausführlich den Hergang des ganzen Vorfalles. Der alte Pfarrer schüttelte lange den Kopf und sagte dann:

„O, es freut mich von Herzen, daß du glücklich davongekommen und wieder hier bist. Und wie geht es dir?"

„Gut und schlecht, Herr Pfarrer", antwortete der Heimgekehrte; „ich bin daheim, habe keine Unterkunft, suche meine Frau und finde nirgends eine Spur von ihr. Da dachte ich, daß vielleicht Sie mir eine Auskunft geben könnten."

„Eine Auskunft? Leider nicht. Ich habe seit Jahr und Tag nichts mehr von ihr gesehen und gehört."

„Sie wird doch nicht wieder geheiratet haben?"

„Geheiratet, nein, das glaube ich nicht. Sonst hätte ich doch von irgendwoher eine amtliche Nachricht erhalten müssen."

„War es überhaupt möglich, daß sie hätte heiraten können?"

„Möglich, möglich immerhin. Sie hat einen Taufschein, den beeideten Attest vom Ableben des Gatten, kann auch einen Manifestationseid ablegen."

„Dann wäre sie also gar nicht mehr meine Frau?"

„Doch, doch. Eine gültig geschlossene Ehe ist und bleibt gültig vor Gott, vor der Kirche und vor dem Staat, solange Mann und Frau leben. Eine zweite Verheiratung, die irrtümlicherweise oder eigenmächtig zustande kommt, ist gar keine Ehe, und die Verbindung muß aufgelöst werden."

„Wenn aber die Frau nicht mehr zurückkehren will zu ihrem Manne?"

„Dann gilt sie als ehebrüchig und ihr Gewissen ist durch schwere Sünde belastet ... übrigens halte ich es für ganz unwahrscheinlich, daß die Berta wieder geheiratet hat. Sie hing doch mit ganzem Herzen an dir."

„Dafür habe ich leider keine Beweise."

„Aber ich. Die Berta ist ganz außer sich gewesen, als sie die Nachricht von deinem Tode erhielt; sie hat furchtbar geweint, einen Sterbegottesdienst für dich halten lassen und später noch mehrmals heilige Messen für dich angeschafft. Einmal sagte sie zu mir, am liebsten möchte sie auch sterben."

„Mir hat sie aber, seitdem ich in den Krieg eingerückt bin, nie eine Zeile geschrieben. Allerdings können sämtliche Briefe verlorengegangen sein, meine und ihre. Haben sich ja meine Aufenthaltsorte und Adressen ständig verändert und mehrere Jahre lang war jeder Briefverkehr zwischen mir und der Heimat vollkommen unterbunden. Auch mein Freund hat nach dem Unglück von Przemysl nur ein einziges Mal von seiner Gattin ein Schreiben erhalten. Und doch lebt sie noch samt den Kindern, ist jetzt mit ihm vereinigt und glücklich."

„Siehst du, siehst du, wie es gehen kann! In dem furchtbaren Krieg ist alles darunter und darüber gewürfelt worden. Laß den Mut nicht sinken und vertraue auf den Herrn. Nach all dem schweren Erlebnissen und Drangsalen, die du tapfer durchgekämpft hast, wird dir noch ein Glück blühen. Ich bin überzeugt davon."

„Herr Pfarrer, ich danke Ihnen für den Trost. .. Aber meine Frau ist so unberechenbar, die Leute sagen ihr nicht alles Gute nach."

„Die Leute reden viel, wenn der Tag lang ist. Etwas leichtsinnig und unbeständig mag die Berta schon sein, aber schlecht, glaube ich, nicht."

„Will's Gott! – Wenn ich sie nur finden könnte, wenn ich nur einen Menschen wüßte, der mir sagen kann, wo sie sich aufhält."

„Die Leute erzählen, sie wäre in Südtirol drinnen. Am ehesten müßte ihr Vater, der Roderich, etwas wissen. Sie sind zwar in Unfrieden auseinandergegangen, aber die Tochter wird ihm doch mitgeteilt haben, wohin sie sich wendet."

„Der Roderich, mein Schwiegervater, ist mir nicht grün. Vom ihm habe ich nichts weniger als eine Freundlichkeit zu erwarten."

„Einen Bescheid kann er dir in deiner Lage nicht verweigern. Zwar ist er seit dem Währungssturz noch gereizter, griesgrämiger, kratzbürstiger, unbeherrschter als vordem."

„Das kann ich mir denken. Aber aufsuchen werd' ich ihn in jedem Fall."

„Wo wohnst du denn jetzt?"

„Nirgends. Heute über Nacht wird mich wohl der Meister Knoll behalten; aber zu einem dauernden Quartier hat er keinen Platz."

„Dann will ich dir einen Rat erteilen. Frag' bei dem Mitweger Ehepaar in der Kirschgasse 9. Vielleicht kennst du die zwei greisen Leute, ja? – All ihre sechs Kinder sind gestorben, der jüngste Sohn im Krieg gefallen. Nun wohnen die beiden Alten einsam und ganz allein in dem sehr geräumigen Haus, das zur Hälfte leer ist, und fühlen sich un-

sicher. Zwar sind sie mißtrauisch gegen Wohnungssucher, wären aber jedenfalls sehr froh, wenn ein jüngerer kräftiger Mann, dem sie vollkommen vertrauen können, sich als Mieter einstellen würde. Du kannst dich auf mich berufen, daß ich dich zu ihnen gewiesen habe."

„Dafür bin ich Ihnen sehr dankbar, Herr Pfarrer. Ich gehe jetzt gleich zu den Mittwegerischen, die ich von früher her gut kenne."

Die zwei alten, vereinsamten Eheleute staunten, den Totgeglaubten lebend vor sich zu sehen und waren freudig bereit, den Eckteil ihres Hauses, das zwei Zimmer und einen Kochraum enthielt, an den heimgekehrten Tischler zu vermieten. Sie berechneten auch einen sehr mäßigen Wohnzins.

Unterdessen hatte sich die Kunde von der Wiederkehr des so sicher Totgesagten wie ein Lauffeuer im Markt verbreitet. Aus allen Häusern, wo er vorbeikam, traten die Leute heraus, schauten ihn bewundernd an, drückten ihm beide Hände und äußerten ihre Freude, daß er noch am Leben sei. Überall wurde geschimpft über den Schnepf, den Schwindler, den Schwefler, den Ratschkönig, der die ganze Gemeinde betrogen habe und nicht einmal vor einem falschen Eid zurückgeschreckt sei. Der vielleicht am meisten überraschte, jetzt in allen Mäulern herumgezogene Schnepf suchte am gleichen Abend noch seinen einstigen Mitgefangenen Albert auf und rief ihn von weitem an:

„Du Mensch, Karl, Kamerad, Wundertier, wie ist es möglich, wie kommst du daher? Du bist doch erschossen worden und tauchst jetzt auf einmal lebendig und frisch und gesund wieder auf."

„Erschossen worden bin ich gottlob nicht. Tut es dir leid, mich wiederzusehen?"

„Nein, nein, es freut mich aus dem tiefsten Untergrund meines Herzens, daß du lebst. Nur wundern muß man sich, wenn man gesehen hat, daß ein Mensch, der zum Tode verurteilt gewesen, hinausgeführt und erschossen worden ist, nach Jahren plötzlich von den Toten aufersteht."

„Gesehen hast du es nicht und keiner von den Kameraden."

„Aber gehört. Das Hören ist sicherer als das Sehen. Die rote Garde hat euch weggeführt, dich und den Pöschl. Kurze Zeit darauf haben zwei Gewehrsalven gekracht, und es wurde nichts mehr von euch gesehen."

„Die Gewehrsalven sind nur zum Schein abgegeben worden. Über unser Schicksal war vorher schon eine andere Anordnung erfolgt. Wir sind in einem Bergwerk gelandet."

„So, so! So so . . .! Du mußt mir die übereilte Totmeldung verzeihen. Ich habe es gut gemeint, es ist viel für dich gebetet worden, du hast keinen Schaden gelitten."

„Doch, doch, einen Schaden hab' ich immerhin erlitten. Meine Gattin ist wegen der Todesnachricht fortgegangen und nirgends mehr zu entdecken."

„Ich werde sie suchen und ganz bestimmt finden."

„Nein, nein, um Gotteswillen nicht! Mische dich nimmer in die Sache, sonst gibt es einen neuen Eselspulk."

„Wie du willst; aber verzeihen mußt du mir."

„Das hab ich längst schon getan."

„Gehen wir zum Unteren Wirt hinab und trinken ein Glas Wein miteinander."

„Nein, danke bestens. Ins Wirtshaus zu gehen, hab ich keine Zeit und noch weniger eine Lust, Wein zu trinken. Wir kommen schon öfter zusammen, und ich werde den Leuten erzählen, wie die Geschichte sich entwickelt hat, damit dir niemand etwas nachsagen kann, weil du im besten Glauben gehandelt hast."

„Du bist ein guter, guter Mensch."

Am andern Tage ging Albert zu seinem Schwiegervater, dem Roderich. Dieser klimperte und klemperte immer noch an seinen Uhren; er war alt geworden und hatte kein schwarzes Haar mehr am Kopf, sondern alles weiße. Seiner inneren Kraft, seinem Wesen und Gehaben nach war er der gleiche geblieben, ja, die Erregbarkeit, die Unbeherrschtheit, die Heftigkeit, schienen eher gewachsen zu sein, als abgenommen zu haben. Als Albert eintrat und ihn freundlich anredete „Grüß Euch Gott, Schwiegervater", kehrte er dem Ankömmling nicht mehr den Rücken, sondern drehte sich jäh um, starrte ihm groß ins Gesicht und sagte schroff:

„Ah, sieht man dich wirklich? Ich hab schon gehört, daß du gekommen bist. Was willst du?"

„Wollen tu ich gar nichts", erwiderte Albert; „nur einen Besuch abstatten möcht ich Euch, nachdem wir solange getrennt waren und uns viele Jahre nicht gesehen haben."

„Ich hatte nie ein Verlangen, dich wiederzusehen."

„Dann ist es Euch unlieb, daß ich gekommen bin?"

„Lieb oder unlieb. Mir ist das so gleichgültig, wie wenn es regnet oder die Sonne scheint."

„Vielleicht interessiert es Euch doch, etwas von meinen Erlebnissen zu vernehmen."

„Deine Erlebnisse? Die kenne ich schon, sie sind nicht sehr ehrenwert. Ich habe auch etwas erlebt, vielleicht mehr als ihr, das ganze leidige Soldatenvolk draußen im Feld. Ihr habt mir ungeheuren Schaden zugefügt, mich um alles gebracht, was ich hatte."

„W i r? Da wäre ich doch neugierig."

„So, dann höre nur! Ich habe länger als fünfzig Jahre gearbeitet, geschunden, gerackert, gespart, gehaust und mit Mühe und Not endlich fast eine Million schönes, gutes altes Geld zusammengebracht. Und ihr habt alles verwusert, verwurstelt, zu Schanden gemacht. Von heute auf morgen war das ganze große Geld nichts mehr wert, alles hin, verdünnt, verwässert, wie wenn in ein Glas voll Wein der Almbach hineingekehrt wird."

Albert konnte es sich nicht versagen, etwas spöttisch hinzuwerfen:

„Schwiegervater, Ihr habt aber gegenwärtig sicher viele Millionen in der Hand."

„Ja, ja, ja", schrie der Alte; „die höllverdammten, schändlichen, föppischen republikanischen Lumpenmillionen, mit denen du dir einen Pfeifenspitz oder ein paar Hosenknöpfe kaufen kannst."

„An der Entwertung des Geldes haben wir Soldaten aber keine Schuld."

„Wer denn sonst? Ihr habt Tennen voll Geld aufgebraucht, habt euch mästen lassen, seid dem Kaiser in den Sack gestiegen, bis nichts mehr drinnen war als verfaultes Papier, und zum Schluß habt ihr den Krieg jämmerlich verloren, verspielt, als wäre es ein Perlaggerschanzl."

„Hohoo, wir haben unsere Pflicht erfüllt bis zum Äußersten, haben gekämpft um Leben und Tod, sind nur der Übermacht unterlegen. Kein vernünftiger Mensch wird das bezweifeln. Ihr habt gar keine Ahnung, was ein Weltkrieg ist."

„Ich habe selber einen mitgemacht vor fünfzig Jahren, in Bosnien drunten. Dort ist es aber ganz anders gegangen. Wir haben den Krieg tapfer gewonnen, ein großes Land erobert und dem Kaiser viel Geld eingebracht."

„Du lieber Gott, in Bosnien! Das war ein Spaziergang, ein Kinderspiel."

„So? Und was ist in Przemysl gewesen, wo ihr euch habt fangen lassen wie die Mäuse und die schöne Festung, die dem Kaiser ein Riesengeld gekostet, feig übergeben habt?"

„Das ist eine Lüge – eine . . . ich will nicht sagen was", fuhr der Schwiegersohn zornig auf; „wir haben keine Munition mehr gehabt und nichts mehr zu essen. Die ganze Stadt wäre jämmerlich verhungert."

„Das wäre besser gewesen, als ohne Verwundung die Büchse fortzuwerfen wie einen Spazierstecken."

„Ihr seid in Bosnien jedenfalls nie verwundet worden. Ich war verwundet."

„Verwundung und Verwundung sind zwei verschiedene Dinge. Wenn dir einer mit der Nadel ein bißchen ins Sitzpommern stupft, bist du verwundet. Den Kopf abgeschnitten haben dir die Russen nicht."

„Es ist nahe dran gewesen; nur durch ein Wunder bin ich gerettet worden. Und die lange, schwere Gefangenschaft war fast noch schlimmer, als wenn ich das Leben hätte lassen müssen."

„So, die Gefangenschaft war doch eine ganz nette Sommerfrische, wo ihr fein rasten habt können, eure sechs oder zehn Glieder ausstrecken, damit sie euch nicht einschlafen und den Kopf in die warme Sonne hinhalten wie ein Igel in den Hundstagen."

„Und hungern und frieren, Tag und Nacht schwer arbeiten, krank sein ohne Pflege, oft noch geschlagen werden wie ein Lausbub, daneben die fortwährenden Sorgen um die Angehörigen daheim – diese Sommerfrische würde ich meinem ärgsten Feinde, wenn ich einen hätte, gern gönnen."

„Aber daran habt ihr sicher nicht gedacht, daß wir zu Hause viel schlimmere Dinge, viel mehr Jammer und Elend haben durchmachen müssen als ihr in der sicheren Fremde. Die fürchterliche Geldauszehrung, nein – Ausraubung durch den Vater Staat, der dir nichts gelassen hat als einen Beutel, vollgestopft mit Löchern, nichts mehr darin, über Nacht alles hin! Es war scheußlich, gräßlich, entsetzlich, himmelschreiend. Man hätte sich die Haare ausreißen können, die Ohren, oder wenigstens den Kopf, wenn man zwei gehabt hätte."

Albert mußte lachen und sagte kurz:

„Das schäbige Geld ist doch nicht das größte Gut auf Erden."

„Was denn sonst? der Wein? Der Schnaps? Das Weibsvolk?"

„Nein, die Freiheit, die Gesundheit, das Leben."

„Was tust du mit dem Leben, wenn du nichts mehr hast zu leben, wenn du nichts mehr bist als ein Karner, ein Bettellotter?"

„Das Haus kann abbrennen, das Geschäft kann eingehen, die Arbeit kann aufhören, wenn man einmal alt wird. Geld ist alles – Geld ist die Welt – und wenn man kein Geld hat, hört die Welt auf."

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

Ein paar Buschel des heuer gedroschenen Weizens sollten Gott und Maria bekommen. So mancher Farmer folgt schon seit Jahren der Sitte, etwas seiner Ernte für gute Zwecke zu opfern, und zwar als Dank für Gottes väterlichen Segen und als frommes, demütiges Abbitten für allen Undank.

Eines der Edelsten aller guten Werke ist ganz gewiss die Unterstützung armer Buben, die gerne Priester werden möchten.

Aus Weizenmehl werden die kleinen Hostien gebacken. Jene Hostien, die der Priester am Altar in den Leib unseres Herrn umwandelt, damit uns gegeben werden könne aller Reichtum des göttlichen Lebens. Hilf mit Deinem Weizen neue Priester zu erziehen, denn gross ist die seelische Not in der Welt, und noch tausendmal grösser ist das Verlangen der Liebe Gottes, eucharistischen Einzug zu halten in jedes Menschenherz.

Nicht jeder ist Priester. Jeder kann jedoch opfern, wie die Priester in unserem Namen während des hochheiligen Messopfers dem Herrn die Gaben Christi und der Menschheit darbringen. Durch die " Student Burse" einem armen Buben zum Priestertum zu verhelfen ist eines der heiligsten Opfer: Bringe es Deinem Gott dar. Gott ist dieses Opfers – und noch viel mehr – wert! Und Gott lässt sich nicht beschämen. Wer dem Herrn in Freude bringt, dem wird der Herr zu allen Zeiten geben. Gott schenkt zwar nicht immer irdische Dinge: Geld und Gut zählen bei Ihm nicht. Bei Ihm zählt nur die Gnade, die da heiligt und ewiges, göttliches Leben erweckt. Für derartige Gaben mit einem kleinen Geschenklein für die Priestererziehung zu zahlen ist schon ein schönes Geschäft.

Bisher eingenommen:	$1,916.05
Eine Leserin, Grayson, Sask.	5.00
Ein Leser, Cosine Sask.	2.00
Mrs. Cath. Flaman, Vibank, Sask.	1.00
Mrs. C. Wickelheiser, Golden Prairie, Sk.	2.00
Mrs. J. Gehemo, Tarentum, Pa.	4.00
Mrs. Mary Bokenfohr, Morinville, Alta.	5.00
Jakob Kohlmann, Salvador, Sask.	1.00
Leopold M. Becker, Bashow, Alta.	1.00
	$1,937.05

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask

UNSERE KLOSTERBRUEDER

Wir haben hier im Kloster Patres, Seminaristen und Klosterbrüder. Jeder gesunde, fromme Jüngling kann Klosterbruder werden. Junge Männer, die vor kurzem erst von Europa kamen, sind irgendwie mit unserem Kloster bekannt geworden und haben sich bei uns gemeldet. Heute tragen sie das Ordenskleid der Oblaten-Missionsbrüder und sind glücklich in ihrem Berufe. Hier bei uns, hier bei Gott haben sie Heimat, Frieden und — Gott gefunden.

Wer hätte Lust, Klosterbruder zu werden? Besondere Studien sind nicht gefordert. Unsere Brüder arbeiten als Handwerker und als Landmann auf unserer Farm. Wir haben — und wir brauchen immer noch mehr —: Gärtner, Buchbinder, Drukker, Tischler, Zimmerleute, Schuster und Bauern.

Nicht einmal ein bereits gelerntes Handwerk wird von jenen gefordert, die gerne Klosterbruder werden möchten. Nur Frömmigkeit, Gesundheit, guter Wille und Freude an Arbeit und Opfer werden erwartet.

Unverheiratete Jungmänner bis zu 45 Jahren, die gerne Klosterbruder werden möchten, mögen an folgende Adresse schreiben:

Very Rev. Father Superior,
St. Charles Scholasticate,
Battleford, Sask., Box 99
Canada